

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 7. September 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N. 49.

## Im Schatten erblüht.

Von Germanis.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 79.

Den 30. Oktober.

Der heutige Tag brachte eine Enttäuschung. Evchen kam nicht selbst, sondern schickte mir ein Briefchen mit der Mittheilung, daß ihre Großmutter krank und sie somit aus Haus gefesselt sei. Die wenigen Zeilen trugen den Stempel einer überschwänglichen Zärtlichkeit und sprachen von unendlicher Sehnsucht. Das liebe kleine Ding, zweimal erst war ich mit ihr zusammen, und schon fehlt sie mir. Statt ihrer kam ein anderer Besuch, der alte Freund und Sachwalter des Professors, der nun auch meine Angelegenheiten in die Hand genommen hat. Er bat mich, einmal Einsicht nehmen zu wollen von der Lage der Dinge.

So rechneten wir denn eine Weile zusammen, und ich war erstaunt zu finden, daß durch eine jahrelange Anhäufung von Zins und Zinsezins mein Vermögen zu einer beträchtlichen Höhe angewachsen sei. Der alte Herr meint es gut mit mir, und hatte allerlei Pläne für meine Zukunft. Aber ich bat ihn, vorläufig alles unter seiner treuen Obhut zu belassen und erst dann eine Entscheidung von mir zu verlangen, wenn die gefetzte Zeit verstrichen und das Haus in die Hände des rechtmäßigen Erben übergegangen sei.

Den 1. November.

Mit Evchens Großmutter geht es besser, sie selbst schickte sie auf eine Stunde zu mir. — Gerade als sie hier war, kam ein Brief von dem Stiefbruder des Professors, und ich mußte ihr von der sonderbaren Testamentsverfügung, sowie von ihrer Begründung durch den aufgefundenen Brief erzählen. — Die Sache interessirte sie lebhaft und sie erging sich in allerhand Muthmaßungen über die verschiedenen Möglichkeiten, die daraus entstehen könnten.

Das Schreiben lautete:

„Hochverehrte Frau und Schwägerin!

Der Wille eines Dritten, der nicht zu umgehen ist, zwingt mich zu der unangenehmen Nothwendigkeit, Sie zu belästigen

XIV. Jahrgang. 49. 1.

und die Bitte auszusprechen, mir Ihr Haus öffnen und gestatten zu wollen, daß ich einige Wochen mit Ihnen unter einem Dache wohnen kann. — Da ich Ihnen gänzlich fremd und zu keinerlei Ansprüchen auf Ihre Güte und Nachsicht berechtigt bin, so kann ich mir lebhaft vorstellen, wie wenig angenehm Ihnen, verehrte Frau, mein Besuch und das Einbringen eines Fremden in Ihre durch schmerzliche Erinnerungen geheiligte Häuslichkeit sein wird.

Nehmen Sie daher die Versicherung entgegen, daß um Ihrethwillen ich nur ungern mich den Anordnungen des Testators fügen und bestrebt sein werde, alles zu vermeiden, was in irgend einer Weise Ihre Ruhe und Ihre Bequemlichkeit stören könnte.

Eine Arbeit, die vor meiner Abreise beendet werden muß, erlaubt mir nicht, den Zeitpunkt meines Eintreffens in ihrem Hause jetzt schon festzustellen, jedenfalls komme ich aber im Laufe dieses Monats, und hoffe dann, daß Ihre Güte mir Verzeihung und ein freundliches Willkommen wird angedeihen lassen. — Mit vorzüglicher Hochachtung zeichne ich mich, verehrte Frau und Schwägerin, als

Ihr ganz ergebener

Nikolai von Mariassy.“

Ich war ganz betroffen über diesen Brief, denn er eröffnete mir einen ganz neuen Gesichtskreis. — Der Gedanke, daß ich als die Wittwe des Professors auch die Schwägerin des erwarteten Erben sei, war mir merkwürdigerweise nie in den Sinn gekommen, und dieser Umstand, der aus dem Geschehenen resultirte, machte für mich die Angelegenheit doppelt peinlich und unbehaglich. Die Rolle, die ich dem Schwager gegenüber spielen soll, ist mir so neu und ich zweifle, ob es mir gelingen wird, dem alten Herrn gegenüber den richtigen Ton zu treffen.

Evchen, die sich auch des Briefes bemächtigt hatte, ahnte

nicht, welche Gedanken in mir wachgerufen waren und betrachtete die Sache durchaus von einem andern Standpunkte aus.

„Sieh einmal, wie häßlich er schreibt, Dein Herr Schwager,“ sagte sie. — „Sehr höflich, fürwahr! Du lieber Himmel, Deine Ruhe will er nicht stören — als ob das so ein Unglück wäre? Ruhe haben wir hier genug und es wäre eine wahre Wohlthat, wenn er sich schließlich doch als ein rechtes Original entpuppte, das hier alles auf den Kopf stellte und das Unterste zu oberst lehrte. Aber dazu ist wenig Aussicht — sein Brief ist zu vernünftig. Wenn will er denn nun eigentlich kommen? Wichtig, da steht: er kann den Zeitpunkt noch nicht bestimmen. O über diese Künstler — sie wollen sich nie binden und Pünktlichkeit ist ihnen ein Gräuel, du armes Herz, da kannst Du Dich nur darauf gefaßt machen, als verwunschene Prinzessin noch recht lange in diesem verzauberten Schloß zu schmachten, denn bis Dein Retter naht, werden die Dornen wohl den Weg versperrt haben, wie es in dem alten Märchen heißt. Du mußt nämlich wissen, daß ich diese Herren ziemlich genau kenne und weiß, wie sie es treiben. — Am Rhein, am schönen grünen Rhein, da gibt's ihrer viele und sie sind eine lustige Gesellschaft, aber wie andere Sterbliche sind sie nicht. O nein! Die Zeit fliegt über ihren Häuptern dahin wie ein Traum, die Gesetze des praktischen Lebens haben für sie keine Gültigkeit, sie leben nicht in der Gegenwart, sondern immer in der Zukunft und sehen nichts wie die Gebilde ihrer Phantasie, die sie auf die Leinwand zaubern.“

Ich fand diese Schilderung etwas drastisch.

„Auf die jungen Maler mag Deine Beschreibung wohl passen,“ sagte ich, „aber bei einem alten Manne ist es denn doch wohl anders.“

„Nun, ich weiß nicht,“ meinte sie, „wir werden ja sehen. Jedenfalls freue ich mich auf Deinen neuen Hausgenossen, mag er sein wie er will, etwas Abwechslung wird sein Erscheinen uns immerhin bringen.“

Sie sprach so schnell, daß sie kaum zu Athem kam, und als ich sie ein kleines Plappermäulchen nannte, machte ihr das wenig Sorge.

„Du liebe Weisheit,“ lachte sie, „laß mich nur immerhin schwagen, wenn es auch eitel Thorheit ist, was schadet es? — Die Vögelin in den Zweigen zwitschern auch den lieben langen Tag, weil es ihnen gar so gut gefällt in ihrem lustigen Reich, und niemand kümmert sich darum — warum sollte ich nicht auch auf meine Art glücklich sein,“ und sie wandte sich wieder dem Briefe zu.

„Welch einen schönen Namen Dein Schwager hat,“ sagte sie lachend. „Nikolai von Mariaffy — wie interessant das klingt, gar nicht wie unser gewöhnliches Hans und Ruz. Schade, daß er schon so alt ist, ich würde mich sonst gleich in ihn verlieben, bloß weil er Nikolai heißt,“ und mit heuchlerischer Järllichkeit drückte sie den Brief an ihr Herz und tanzte damit so lebhaft im Zimmer umher, daß ich ihr Einhalt thun mußte, denn wir befanden uns gerade in der Studirstube des Professors und die Büsten der alten Herren da oben auf den Konsolen fingen an bedenklich zu wackeln.

„Welch ein Kind Du doch bist, Evchen,“ sagte ich, und führte sie hinaus, „komm und sei vernünftig! Wir wollen einmal hinunter gehen ins Erdgeschos und die Zimmer in Augenschein nehmen, die Herr von Mariaffy später bewohnen wird. — Sie sind lange nicht benutzt worden.“

Ich nahm ein großes Schlüsselbund, Evchen hing sich an meinen Arm, und hinab ging es die Treppe in so schnellem Lauf, daß wir athemlos unten ankamen und das Hausmädchen, das gerade vorüberging, ganz verwundert dreinschaute.

Wir fanden alles in Ordnung, nur ein dumpfer modriger Geruch liegt über allem und ein stetes Lüften thut noth. Wir öffneten gleich die Fenster und die frische erquickende Herbstluft drang ein. Auch in der Aufstellung der Möbel müssen noch einige Aenderungen vorgenommen werden, um den einen Raum zum Schlafzimmer, den anderen zum Atelier umzuwandeln. — Sollte der Bewohner hier Bekannte zu empfangen wünschen, so kann ein kleines Vorzimmerchen wohl dazu dienen.

Dieses kleine Corps de logis, das ein abgeschlossenes Ganzes bildet, liegt gerade unter den Zimmern, die ich bewohne, und es ist mir ein angenehmer Gedanke, daß ich nun nicht mehr ganz allein auf dieser Seite des Hauses sein werde.

Da wir nun einmal unten waren, wollte meine wißbegierige kleine Freundin, die alles ergründen muß, auch in Frau Brigittens Reich eindringen und die Wirthschaftsräume sehen. Mit fähigem Selbstvertrauen ging sie in die Küche, ein Heiligthum, dessen Schwelle ich nur selten zu überschreiten wagte; aber sie bewegte sich darin mit einer Sicherheit, die mich in Erstaunen setzte, und ehe fünf Minuten vergangen waren, hatte sie sich auf das Genaueste über unser Mittagessen instruiert und Frau Brigittens Herz im Sturm gewonnen. Unaufgefordert führte sie Evchen in die Speisekammer und zeigte ihr unsere Vorräthe und Konserven, füllte ihr die Taschen mit allerhand guten Dingen und begann dann eine so lebhaft abgehandelt über Marmeladen und seine Ragouts, daß ich kein Wort davon verstand und stumm und still in einer Ecke stand; Evchen aber schien die Sache höchlichst zu interessieren, sie ging auf alles ein, sprach so ruhig und verständlich über die feinsten Nuancen der Kochkunst, und zeigte, daß sie auch in diesem Fache schon viele Erfahrungen gesammelt hatte. Die alte Haushälterin hörte ihr schmunzelnd zu, und als Evchen sie schließlich um einige Rezepte bat, die sie ihrer Mama schicken wollte, da stieg ihr Entzücken aufs Höchste, und sie prophezeite dem kleinen Mädchen eine große Zukunft als Hausfrau. Ich aber erschien mir so klein und unwissend, so unnütz diesen beiden praktischen Frauen gegenüber, daß ich ganz niedergefallen war und mich erst wieder beruhigte, als ich hier oben unter meinen Büchern sah und mir sagen konnte, daß es nicht meine Schuld war, wenn mein Wirkungskreis in einer andern Richtung lag und ich eben so treu gestrebt und gearbeitet habe als jene Weiden, wenn auch in anderer Weise.

Den 3. November.

Ich war heute drüben bei Geheimrath Tübner, um meinen Besuch zu machen und mich Evchens Großeltern vorzustellen; denn sie müssen doch wissen, mit wem ihre Enkelin so eifrig verkehrt. — Die alten Leute empfingen mich sehr freundlich und waren so genau unterrichtet von meinen Verhältnissen, daß ich wohl merkte, daß Evchen ihnen viel von mir erzählt und mich dabei in das beste Licht gestellt habe. Sie wick nicht von meiner Seite und war voll Uebermuth und Schelmerei, ja sie wagte sogar, mich mit meiner unglückseligen Gelehrsamkeit zu necken, und ich erröthete wie ein Schulmädchen, als der Geheimrath mich lateinisch anredete. Aber ich muß das Examen wohl gut bestanden haben, denn er sagte mir viel Schmeicheles und meinte, so gründliche Kenntnisse habe er bei einer Dame nie vorausgesetzt. Ich erzählte ihm, wie durch meine Mitwirkung bei den Studien meines alten Freundes gewisse Kenntnisse bedingt und gefördert worden seien, die ich mir sonst wohl nie angeeignet haben würde, und bat gleichsam um Entschuldigung, daß ich mir erlaubt hätte, die Grenze weiblichen Wissens in dieser Richtung zu überschreiten. Aber er lachte mich aus und meinte, ich könne stolz darauf sein, meine Zeit so gut verworther zu haben und er fürchte nur, daß meine Gesundheit arg darunter gelitten habe.

„Ja, ein bißchen blaß sieht sie aus,“ sagte Evchen mit-leidig, „aber nicht wahr, Großpapa, mit einem Blaustrumpf hat sie nicht die geringste Aehnlichkeit?“

Wir mußten alle lachen über das liebe kleine Ding, und sie sorgte dafür, daß unsere Stimmung die heiterste blieb. — Als ich schied, bat die Geheimrätin mich, sie recht oft mit meinem Besuch zu erfreuen; sie sagte mir, daß ich ihr zu allen Tageszeiten herzlich willkommen sein würde, besonders aber des Abends, wo sie gern einige Stunden in angenehmer Gesellschaft verplaudere. Auch soll Evchen jeden Tag auf einige Stunden zu mir kommen, um mich in meiner Einsamkeit zu trösten und zugleich in ihr eigenes Leben etwas Abwechslung zu bringen, das bei den alten kränklichen Leuten doch gar zu verschieden ist von dem frischen frohlichen Treiben in ihrem Vaterhause. Ich bin hier ihre einzige Bekannte und sie wäre auch ganz zufrieden mit mir, wenn sie nicht dann und wann der Gedanke

beunruhigte, daß ich nun doch kein junges Mädchen sei, sondern die Wittwe eines alten Professors.

Den 7. November.

Bisher habe ich nie darüber nachgedacht, ob das, was ich trage, meinem Aeußeren zum Vortheil gereicht oder nicht — ich begnügte mich mit dem Nothwendigsten und bin mir nur bewußt, eine Vorliebe für einfache Schnitte und dunkle Farben zu haben. Die peinliche Sorgfalt und Sauberkeit, die Jungfer Julianens Beispiel und Erziehung mir zu eigen gemacht, kam auch in meiner Kleidung zum Ausdruck, das war aber auch alles, und die Verhältnisse thaten nichts dazu, um eine etwa schlummernde Pugsucht zu wecken.

Jetzt soll das anders werden. Evchen, die sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Minister meiner äußeren und inneren Angelegenheiten gemacht, hat auch meine Garderobe einer Durchsicht unterworfen und ist wenig befriedigt von dem Resultate derselben. Sie wollte es mir gar nicht glauben, daß ich nur drei Kleider besitze, und nahm meine Entschuldigung, daß die Trauer ja nicht mehr verlange, durchaus nicht gnädig auf. — Sie wollte, daß ich ihr diejenigen zeige, die ich vorher getragen, aber leider lag dies nicht in meiner Macht, da ich sie längst verschenkt hatte, und überaus zahlreich und prunkend waren sie auch nicht gewesen. So mußte ich denn Evchens Entrüstung stillschweigend ertragen und mich allen Anordnungen fügen, die sie für notwendig hielt, um meine äußere Erscheinung mit ihren Ansichten von Schönheit und Eleganz in Einklang zu bringen. — Wußte ich doch, daß die Trauerkleidung ihr nur wenig Spielraum lassen würde; und es war mir ein beruhigender Gedanke, daß alles, was sie für gut finden würde, für mich anzuschaffen, schwarz und immer wieder nur schwarz sein kann. Späthast war es aber zu hören, mit welchem Eifer sie die wichtige Toilettenfrage erörterte und wie schnell sie bereit war, mich für geizig und unweiblich zu erklären, weil ich so wenig Interesse dafür zeigte. Natürlich wurde jeder dieser Angriffe durch verdoppelte Härtlichkeit wieder gut gemacht, aber sie ruhte doch nicht eher, als bis ich einen Wagen kommen ließ und mit ihr in die Stadt fuhr.

„Hast Du auch Geld mit?“ fragte sie.

„Gewiß,“ erwiderte ich, „mehr als Du wirst ausgeben können. Glaubst Du denn, ich hätte die hauptsache vergessen?“

„Nun, bei Dir kann man nie wissen, was geschieht,“ lachte sie. „Du bist gar so unpraktisch und Du hast gewiß keine Vorstellung davon, wie viel alles kostet.“

In den Kaufläden bewegte sie sich mit derselben Sicherheit wie in Frau Brigittens Küche, und alle unterstützten sie in ihrem liebenswürdigen Eifer. Sie kaufte den Stoff zu einem neuen schwarzen Kleide und gab die genauesten Anweisungen, wie alles gemacht werden sollte; dann fuhren wir zu einer Modistin, um einen Hut zu erstehen, und schließlich besorgte sie noch eine Menge Kleinigkeiten, die sie zur Vervollständigung der Toilette für unerlässlich hält.

Ich ließ sie ruhig gewähren, denn ich verstehe wirklich nicht viel von diesen Dingen, und selbst wenn es der Fall wäre, würde ich gern auf meine eigenen Wünsche verzichten, da ich sehe, wie stolz und glücklich es sie macht. Mit der Frische eines Kindes verbindet sie eine fast mütterliche Sorglichkeit, und aus allem, was sie thut, spricht ihre innige Liebe zu mir. Mag sie mich darum auch immerhin etwas tyrannisiren, ich beuge mich geduldig unter ihr Scepter, habe ich doch genugjam lernen gelernt, wie bitter es ist, wenn man thun und lassen kann, was man will und niemand darnach fragt, ob es zu unserem Heile dient.

Wie sie meine Kleidung verändert, so hat sie sich auch meines Haars bemächtigt, von dem sie behauptet, es sei wie flüssiges Gold, während ich es einfach strohfarben nenne. — Der niedrige Scheitel, der in leichten Wellen die Stirn begrenzt, hat glücklicherweise ihren Beifall gefunden, er durfte unverändert fortbestehen, aber die vielen langen Locken, die sonst zu beiden Seiten herabwallten, hat sie zusammengebunden und am Hinterkopfe mit einem Kämme aufgesteckt; eine Veränderung, die sie sehr vortheilhaft findet.

Warum sie sich so viel Mühe gibt, mich zu verschönern,

weiß ich nicht; mein schmales blasses Gesicht wird doch alle ihre Bemühungen zu Schanden machen, aber sie will nicht einsehen, daß ich ein reizloses verblühtes Geschöpf bin. Behauptet sie doch, ich hätte die schönsten Augen der Welt, bloß weil sie grau sind mit dunkeln Wimpern und Brauen. Ja, soweit geht ihre Verblendung, und wenn ich jetzt nicht eitel werde, so ist es wahrlich nicht ihre Schuld.

Den 10. November.

Evchen ist eine kleine Bauberin; aus einem unbenutzten fahlen Zimmerchen, das zwischen dem Wohnzimmer und meiner Schlafstube liegt, hat sie ein Voudoir für mich geschaffen, ein Nestchen, so warm und behaglich, wie man es sich schöner gar nicht vorstellen kann. Sie meinte, ein gemüthliches Plauderedchen müßte es doch geben in dem großen Hause und suchte so lange, bis sie es gefunden hatte.

Es ist das hellste sonnigste Zimmer und die Tapete etwas weniger dunkel als in den anderen Zimmern. Vor den hohen fahlen Fenstern hängen jetzt duftige Mullgardinen, ein Teppich bedeckt den Boden und der Kamin in der Ecke ist etwas restaurirt worden, um wieder benutzt werden zu können. Die hübschesten und bequemsten Möbel, die sie auffinden konnte, hat sie hierher bringen lassen, und was etwa noch fehlte, mußte angeschafft werden.

Sie disponirte über meine Kasse, als hätte ich gar nicht mit zu reden, und wußte auch Frau Brigitta für ihre Pläne zu gewinnen. Das Resultat war aber auch glänzend, und ich bin meinem kleinen Tyrannen den aufrichtigsten Dank schuldig. Wenn ich dieses Zimmer betrete, glaube ich an einem anderen Orte zu sein und doch finde ich hier alles wieder, was mir lieb ist, meinen Schreibtisch, meine Bücher, die kleinen Andenken aus der Kinderzeit und das Bild meiner Mutter. Ein Geschenk Evchens aber ist der Blumentisch mit seiner Fülle grüner Blattpflanzen und Palmen; das liebe Kind hat ihn von ihrem Taschengelde angeschafft.

„Denn,“ sagte sie, „Du mußt doch etwas im Zimmer haben, was Dich an mich erinnert.“

Auch die anderen Räume, die wir noch benutzen, haben sich etwas zu ihrem Vortheil verändert und ich habe in meinem Leben noch nicht so bequem gewohnt als jetzt.

Das große Speisezimmer bildet den Mittelpunkt, links davon liegt das Studirzimmer des Professors und die Bibliothek, rechts mein neues Voudoir und dahinter mein Schlafzimmer.

Die unmittelbare Umgebung hat keinen geringen Einfluß auf die Stimmung des Menschen, auch jetzt habe ich noch meine träben und einsamen Stunden, aber es ist, als könnten die qualenden Grübeleien hier nicht so leicht Einlaß finden als in einem Raum, wo das Auge nur düstern Bildern begegnet, und die äußere Monotonie sich mit der inneren vereinigt, um welt-schmerzliche Betrachtungen anzuregen.

Evchen hatte wieder einmal recht als sie sagte: „Die Vergangenheit mit ihren Schatten kann da drüben bleiben in den verschlossenen Zimmern, hier soll niemand Platz finden als die freundliche Gegenwart und Deine übermüthige kleine Freundin.“

Mit allmächtiger Gewalt kommt oft das Bewußtsein über mich, welch ein Segen sie für mich ist. — Was wäre ich ohne sie geworden? Müde an Leib und Seele, einsam, verlassen, schmachtend nach einer warmen herzlichen Liebe; wäre ich nicht dem Wahnsinn verfallen — langsam aber sicher? Hätten die erschütterten Nerven dieses Dasein noch lange ertragen?

Sie hat mich hinweg geführt von dem dunkeln Abgrund mit liebender Hand, hat mich dem Leben wieder zugeführt. Wie soll ich ihr das jemals danken?

Den 11. November.

Evchen hat mich gebeten, nicht so viel zu lesen, sie meint, es schade mir, und ein großer Theil meiner Bücher ist von ihr konfisziert worden. Statt dessen brachte sie mir eine ganze Badfischliteratur.

„Das wird Dich nicht aufregen,“ sagte sie, „und Dir doch die Zeit vertreiben. Wenn es Dich auch ein bißchen langweilt, meine liebe Professorin, so schade das nichts, Du wirst Dich schon an diese Kost gewöhnen.“

Auf ihren Rath habe ich auch meine Handarbeiten hervorgeholt, in denen ich bei Jungfer Juliane einstens ziemlich viel leistete; muß aber viel Redereien hören, daß ich eine besondere Vorliebe für das Spinnrad habe. Frau Brigitta indessen unterstützt mich darin und lobt meinen feinen Faden.

„Ja, ja, Kindchen,“ sagte sie gestern, „als wir zusammen saßen, Sie thun gut, das Ding da wieder vorzunehmen. Es ist nicht mehr in der Mode, das Gespinnst ist ja auch nicht die Hauptsache, die Maschinen mögen das besser machen, aber es ist angenehm, am Feuer zu sitzen und seine Gedanken da hinein zu spinnen. Man wird sie los und sie gehen doch nicht verloren, denn der Faden hält sie fest; sie müssen immer gerade aus laufen und können sich nicht verirren.“

So sitze ich denn jetzt auch manchmal wieder am Stickerahmen wie in früheren Zeiten, und es ist gut, daß ich diese Beschäftigung habe, denn Frau Tübner ist wieder krank und Evchen nicht abkömmlich. Ich gehe jeden Tag hinüber, um mich nach dem Befinden zu erkundigen, aber lange kann ich nicht bleiben, denn ich fürchte nur zu stören. So bin ich wieder viel allein und muß obendrein der kleinen Krankenpflegerin noch Vernunft predigen, der die Trennung ebenso schwer wird wie mir.

Den 12. November.

Als ich am Morgen erwachte, ahnte ich nicht, daß der heutige Tag so wichtiges bringen würde, und obgleich es jetzt schon spät am Abend ist, bin ich doch zu erregt, um schon zur Ruhe zu gehen, und will erst nieder schreiben, was geschehen.

Ich hatte den Vormittag über verschiedene Rechnungen und Papiere durchgesehen und freute mich, daß Evchen heute schon zum Essen kommen wollte. Frau Brigitta hatte ihre Lieblingsspeisen bestellt und eine ganze Auswahl von Marmeladen auf den Tisch gesetzt, weil diese eine ganz besondere Anziehungskraft für meine kleine Freundin haben. Aber im letzten Augenblick bekamen wir die Nachricht, daß Besuch gekommen sei und Evchen erst am Abend Urlaub erhalten könne.

Ich war ganz niedergeschlagen; unser Mittagsmahl schmeckte uns nicht, und ich wußte nicht, wie ich den Nachmittag hinbringen sollte ohne ihre Gesellschaft, auf die ich so sehr gerechnet. — Da fiel mir ein, daß dies gerade der richtige Moment sei, um eine kleine Ueberraschung ins Werk zu setzen, die ich Evchen zugebacht hatte. — So nahm ich denn Hut und Mantel, um mich nach der Stadt zu begeben, und da das Wetter schön und klar und das Trottoir ganz trocken war, ging ich zu Fuß.

Die Bewegung in der frischen Luft that mir wohl, ich blickte mit mehr Interesse als sonst auf das bunte Straßenleben und die glänzenden Schaufenster, und erreichte bald mein Ziel, den Laden eines bekannten Uhrmachers, den ich einige Tage vorher wegen einer Reparatur besucht hatte. Evchen hatte mich damals begleitet und bei dieser Gelegenheit eine reizende kleine Damenuhr bewundert, die auf der Rückseite auf mattem Goldgrund ein zartes Bergschneemännchen trug. Da meine Ersparnisse groß genug sind, um

mir mit gutem Gewissen einmal eine kleine Extravaganz gestatten zu können, so kaufte ich das kleine Ding, das übrigens ein vortreffliches Werk in seinem Innern bergen soll, und begab mich fröhlichen Herzens auf den Heimweg, denn ich konnte mir im Geiste schon Evchens Glückseligkeit vorstellen. — Zu Hause angelangt, nahm ich allerhand Beschäftigungen vor, aber nichts wollte mir so recht zugehen und eine gewisse Unruhe ließ mich sehnsüchtig den Abend herbeiwünschen.

Endlich schlug es sieben Uhr!

Ich hatte die Hängelampe anzünden lassen, denn ich liebe das gedämpfte Oberlicht, das alles gleichmäßig beleuchtet; im Kamin brannte ein lustiges Feuer, und daneben auf einem niederen Tischchen züchte der Samovar.

Ich hatte für Evchen und mich zwei Couverts auflegen und die kalte Küche zurecht stellen lassen, denn des Abends zogen wir es vor, in meinem Zimmer zu speisen, und so war alles zu ihrem Empfange bereit und wir vor jeder Störung sicher. Aber sie kam nicht.

Ich nahm ein Buch und begann zu lesen, aber meine Gedanken gingen ihren eigenen Weg und ließen sich nicht wie sonst fesseln von dem interessanten Gegenstande.

So lehnte ich mich denn zurück und ließ den Kopf auf das weiche Polster des Sessels sinken, schaute in die Flammen, wie sie hin und her züngelten, und begann mit offenen Augen zu träumen.

Aber das lange Warten und der weite Weg in die Stadt hatten mich müde gemacht; meine Gedanken begannen sich zu verwirren, ein Gefühl von Mattigkeit überkam mich, und ich schlummerte ein.

Wie lange ich so geruht haben mag, weiß ich nicht, aber plötzlich erwachte ich wie durch einen kleinen Schreck und wußte im ersten Moment gar nicht, wo ich war. Um mich zurecht zu finden, öffnete ich die Augen ein klein wenig, schloß sie aber ebenso schnell wieder und glaubte noch immer zu träumen, denn was ich sah, konnte unmöglich der Wirklichkeit angehören. Mir gegenüber, auf dem Platze, den sonst Evchen immer einzunehmen pflegt, hell beleuchtet von dem flackernden Kaminfeuer, sah ein junger Mann von überraschender Schönheit, dessen ganzes Wesen den Eindruck machte, als fühle er sich hier vollkommen zu Hause. Ein großer Neufundländer lag ausgestreckt zu seinen Füßen, Hut und Mantel waren nachlässig auf einen Sessel geworfen und er selbst schien eifrig damit beschäftigt, etwas in ein großes Buch einzutragen, das aufgeschlagen auf seinen Knien lag. Während er mit der Rechten mit großer Gewandtheit den Bleistift handhabte, fuhr er mit der Linken oft häufig durch sein volles dunkles Haar, um es aus der Stirn zu streichen, und blickte dann wieder zu mir hinüber prüfend und musternd, als wolle er eine Kopie mit dem Original vergleichen.

Das wahrte so eine ganze Weile, denn ein Zauber schien mich in meiner Stellung festzuhalten und nur dann und wann wagte ich es, die Lider ein wenig zu heben, um mir mein räthselhaftes vis-à-vis genauer anzusehen. (Fortsetzung folgt.)

## Eine Grizzljagd.

Von einem Californier.

Der graue Bär hat die Ehre, in der Flagge Californiens als Wappen zu figuriren, und jeder gute Bürger des Goldstaates blickt mit patriotischem Stolz auf dieses gewaltige Raubthier, das als Monarch die Wälder und Gebirge dieser Küste beherrscht und wohl noch lange beherrschen wird, denn ihm dienen als Zufluchtsort die wilden, mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Schluchten, an welchen Californien so reich ist, und in die sich selten ein Mensch verirrt, ja in die ein solcher oft auch gar nicht eindringen kann.

Der lange Gebirgszug der Sierra Nevada, der uns von Nevada trennt und die wilden einsamen Siskyouberge, welche im Norden die Grenze bilden zwischen unserem Staat und Oregon bilden, das sind seine Lieblingsaufenthaltorte, obgleich er auch hin und wieder schon im Küstengebirge angetroffen worden ist.

Im Sommer ist er ein ziemlich harmloser Bursche. Dann lebt er fast ausschließlich von Eicheln, Nüssen und den süßen Beeren des Manzanitstrauches. Im Winter aber richtet er oft entsetzliche Verheerungen unter den Schaf- und Rinderherden an, weshalb ihm auch seine erbittertesten Feinde, die Hirten, stets nach dem Leben trachten, indem sie ihn mit durch Strichninn vergiftetem Fleisch aus der Welt zu schaffen suchen. Auf diese Weise fallen zehnmal mehr Bären, als durch die Kugeln der Jäger.

Die Jagd auf graue Bären ist mehr denn jede andere dem Zufall anheimgegeben und mit den größten Gefahren verknüpft, namentlich schon deshalb, weil dieses Thier ein außerordentlich zähes Leben besitzt und selbst noch mit einem Schusse durchs Herz eine beträchtliche Strecke laufen und den Jäger

Rachdruck verboten.  
Ges. u. 11./VI. 70.



Grizzly-Bär. Nach dem Exemplar im Londoner zoologischen Garten gezeichnet von C. G. Heber.

ge-  
ens  
de-  
nte  
Zu  
ber  
the  
  
ebe  
im  
ent  
  
hen  
tds  
war  
ang  
  
inte  
wie  
  
auf  
nen,  
gen  
  
adt  
zu  
ich  
  
ber  
thie  
echt  
ber  
nen,  
ren.  
mer  
in-  
heit,  
hier  
aus-  
ffig  
mit  
auf-  
oten  
der  
aus  
über  
Dri-  
  
hien  
ann  
ein  
igt.)  
  
.  
  
dann  
shen  
er  
der-  
die  
urch  
hen.  
die  
  
dere  
ver-  
her-  
jusse  
äger

angreifen kann. Mit einer gewöhnlichen Vorderladerbüchse einen Bären anzugreifen, ist das größte Wagniß; man bedient sich daher zu dieser Jagd der Repetirbüchsen, namentlich solcher, die wie die Spencerbüchsen, eine starke Kugel mit bedeutender Pulverladung schießen. Man behauptet ja zwar, daß der graue Bär, so gut wie seine braunen und schwarzen Bettern, beim Anblick der Menschen die Flucht ergreife, man darf sich aber nicht darauf verlassen, denn nicht allein Weibchen, die Junge haben, sondern auch ältere Bären gehen oft sofort zum Angriff über. Wenn sich das californische Wappenthier — ich habe es mit ansehen müssen — auf die Hinterpranken stellt, so ist das ein Anblick, der auch dem muthigsten Manne das Blut in den Adern erstarren macht. Deshalb wollte es mir auch immer dünken, es sei ein Märchen, wenn alle Californier erzählten, in früheren Jahren habe man den Grizzly mit dem Lasso gefangen, wenn man ihn auf einem Plage traf, der frei und eben genug war, um sich mit dem Pferde darauf herumzutummeln. Thatsache ist übrigens, daß die mexicanischen Californier Kämpfe zwischen Grizzly und Stier arrangirten, Festlichkeiten, die gleichbedeutend waren mit denjenigen, welche ihre spanischen Ahnherrn feierten, wenn es galt, Stier und Toreador in der Arena in tödtlichem Kampfe zu sehen. Unter normalen Verhältnissen würde der Stier dem Bären schnell erliegen, allein gewöhnlich geht „el toro“ als Sieger aus dem Kampfe hervor, da der Bär meistens durch Hunger vorher entkräftet wird.

Diese wenigen Worte, welche ich glauke vorausschicken zu sollen, zeigen uns den grauen Bären, den Grizzly, d. i. den Gränlichen, wie ihn der Californier getauft hat, den Grieselbär, wie der Deutsch-Amerikaner sagt, den *ursus ferax*, welchen Namen er bei den Zoologen führt, als einen gefährlichen furchtbaren Feind, und wer auf ihn Jagd machen will, der muß sich darauf vorbereiten, daß entweder er oder der Grieselbär auf dem Plage bleibt; einen Mittelweg gibt es nicht.

Wie wurde ich Jäger? Wie kam ich zur Grizzlyjagd? Beides geschah gegen meinen Willen, und es trug sich folgendermaßen zu. Ich hatte im Thale eine Gärtnerei angefangen und wollte aus der Zucht von Erdbeeren, Gurken und Liebesäpfeln eine Spezialität machen. Viel Schweiß hatte ich bei harter Arbeit vergossen, doch meine Anlage grünte und gedieh, und schon berechnete ich beim Uebersehen dieser Herrlichkeit die Einnahmen, die mir mein gepachtetes Grundstückchen abwerfen würde, da vernichtete ein Schlag alle meine Pläne, denn: „Es fiel ein Keil in der Frühlingsnacht,“ und diese Frühlingsnacht — fünf Nächte nach Pantratus und Servatius — vernichtete alle meine Hoffnungen, brachte mich um das Resultat aller meiner Mühen und Auslagen. Gelb und well lagen meine Gurken und Liebesäpfel da, als ich am frühen Morgen des 17. Mai in den Garten trat. Und dieser Garten lag doch unter 37 Grad 18 Minuten nördlicher Breite, wenige hundert Fuß über dem Meeresspiegel! Zum Nachpflanzen war es zu spät, denn was nicht früh auf den Markt gebracht werden kann, wird in Californien so schlecht bezahlt, daß es nicht die Arbeit lohnt. Da mußte ich mich denn nach einem anderen Lebensunterhalt umsehen, und da sich zunächst kein passender fand, so wurde ich Jäger, zuerst aus Noth, dann aus Leidenschaft. Mit meiner geringen Habe belastet, die treue Spencerbüchse über dem Rücken, so zog ich nach dem Gebirge, indem ich mich nach dem südlichen Theile des westlichen Abhanges der Sierra Nevada wandte. In eine einsame Gegend mußte ich ziehen, denn wo die Gegend angesiedelt ist, da verschwindet das Wild rapid, trotz der drakonischen Schongesetze.

Doch wer soll diese Gesetze überwachen und ihnen Geltung verschaffen? Weder Waldhüter, noch Flurschützen, noch sonst jemand ist zu diesem Zwecke da, und so wird eben alles niedergeschossen, wie es vor die Flinte kommt: Bock, Gais, Frischling, Männlein und Weiblein, im Sommer und Winter, während der Schon- und während der Jagdzeit. Da hat sich denn das meiste Wild in das Hochgebirge zurückgezogen, und dort oben ist und bleibt auch das eigentliche Revier des Jägers.

Ich zog also in südlicher Richtung nach den Bergen, an die westliche Abdachung der Sierra Nevada, wo ich mich einem

alten Jäger angeschlossen, der sich schon längst eine jüngere Kraft als Geschäftstheilhaber gewünscht hatte, denn es war dem einst riesenhaften, jetzt aber würde gewordenen Hagestolz mancher Arbeit sauer geworden. So namentlich das Hinunterjagen des geschossenen Wildes mit dem Messing (so werden die einheimischen californischen Pferde genannt), nach der Countystadt, mit Provision als Rückfracht, wenn es bergauf ging. Wir hatten unseren Affoziationsvertrag bald abgeschlossen und hatten alles fein stipulirt, natürlich nur mündlich, denn der Berufsjäger im Gebirge gibt sich mit Schriftlichkeiten nicht ab, ihm gilt noch das gegebene Wort.

Mein Gefährte hieß Tom; der alte Tom, so nannten ihn alle, die ihn kannten, und ich glaube, seinen Familiennamen hatte er selber im Laufe der Jahre vergessen. Des alten Toms Hütte, die ich nun als Miteigenthum bezog, war zwischen vier günstig stehenden Baderichten errichtet und zwar in der Weise, daß dünnere Baumstämme quer an dieselbe genagelt waren. Das Dach war mit abgeschälter dicker Fichtenrinde bedeckt, die ihren Zweck bei Schneefall und Regen leidlich erfüllte. Drang hier und da die Risse durch und fielen schwere dicke Tropfen, wie von einer Dachtraufe in unser Heimgewesen — nun dann machten wir uns einfach nichts daraus. Alles in der Welt hat ja seine Schattenseiten, warum sollte unsere Hütte nicht auch die ihrigen haben? Fußbodenbelledung, Fenster, Schornstein, alles das war überflüssiger Luxus, und nur wenn der Regen oder das Schneegestöber es zu arg machten, dann hingen wir ein altes grobes Leintuch vor den „Ausgangspust“, den wir hochtrabend die Hüre nannten. An den Seitenwänden hingen, wie in einer Schiffskoje, unsere Betten, wenn man ein mit Stroh überschüttetes Gestell aus rohen Baumstäben so nennen will. Unser Herd war aus zusammengesehnen Feldsteinen gebildet, ein Dreifuß mit Theekessel und eine Pfanne waren uns genug als Küchengeschir, und ein Theetopf, zwei Tassen, zwei Teller und Messer und Gabel bildeten den ganzen Hausrath.

Wir jagten also selbender und hatten auch Glück, und obgleich wir nicht Reichthümer, die die Motten fressen, sammeln konnten, so ernährte das Geschäft doch, wie man zu jagen pflegt, seinen Mann. Dazu herrschten Friede und Eintracht in unserer Hütte, bis einmal Tom mit mehreren Schafhirten zusammentraf, die ihm sagten, daß auf einem Plateau, das dicht mit Gebüsch bewachsen war, ein Grizzly haue, der schon viel Schaden unter den Schafen angerichtet habe. Vergiftetes Fleisch hätten sie ihm schon mehrmals auf seinen Wechsell gelegt, allein er rührte es nicht an, und daraus schlossen sie, daß es ein alter verständiger Bär sein müsse. Hunde gegen ein solches Raubthier hegen, wäre Wahnsinn gewesen, und um es selber zu jagen, dazu waren sie zu feig und auch nicht gut genug bewaffnet. So hezten und schürten sie denn am alten Tom, daß er das Wagniß übernehmen möge. Von dieser Stunde an zog der Unfriede bei uns ein, war kein Heil mehr in unserer Jagd und war kein Segen mehr in allem, was wir thaten.

Ich meinstheils wollte nämlich von der Bärenjagd nichts wissen, der Alte aber war für alle meine Argumente vollständig taub. Wachend und träumend, überall verfolgte ihn nur der eine Gedanke an die Grizzlyjagd und da ich ihm hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, so griff er, mehr wie gut, zur Whiskeyflasche, um seinen Aerger hinunterzuspülen, und dadurch litt unser Verhältniß nur noch mehr, ja unsere Affoziation ging mit raschen Schritten ihrer Auflösung entgegen; ich dachte schon ans Liquidiren.

„Für Dich,“ so hob er eines Abends nach beendeter Mahlzeit an, „ist gar keine Gefahr vorhanden. Wir jagen den Bären auf altcalifornische Weise. Du lochst ihn bloß, und ich besorge das Uebrige,“ sagte der wogelustige Grantopf, indem er sich stolz in die Brust warf.

Er hatte nämlich in seinem Leben schon drei Bären, zwei braune und einen grauen, getödtet und hielt sich deshalb für einen „geborenen Bärenstödtter“. Altcalifornische Weise? „Loden“, war das nicht der technische Ausdruck? Loden soll ich den Schredlichen?

Kam ja, die Sache ist einfach: Der Jäger nimmt sowohl eine Flinte mit Vochschrot, als auch eine Büchse mit einer tüchtigen Kugel geladen, mit auf die Jagd. Kommt ihm ein Bär zu Gesicht, so schießt er ihm erst den Vochschrot in den Leib, dann greift er zur Büchse und läßt ihn auf zehn Schritte herankommen. Ein Schuß — gut gezielt muß er natürlich sein — streckt das Raubthier zu Boden. Also ich sollte bloß loden! Ja, wenn es ein brauner oder gar ein schwarzer Bär gewesen wäre! Aber ein Grizzly — ich schloß die Augen, mir war es, als stände Freund Hain vor mir.

„Wie wär's, Tom, wenn Du wie ehemals allein auf diese alte californische Weise jagtest, dann hättest Du auch den Ruhm für Dich?“

„Bin zu alt dazu geworden, und wenn mir was Menschliches passiert, dann sollst Du in der Nähe sein,“ war die Antwort.

Also so ein klein wenig Angst hatte auch selbst der „geborene Bärenjäger“. Lange noch debattirten wir hin und her, bis ich den letzten Truntpf ausgießte.

„Darüber aber gehe ich nicht hinaus, Tom, und wenn ich heute Abend noch Deine Hütte verlassen muß. Wir jagen den Grizzly auf dem Anstand; das ist mein letztes Wort!“

Diese Art Jagd besteht nämlich darin, daß man dem Bären seinen Lederbissen — Eingeweide und Köpfe von Kibbern, Schafen und Rehen — mehrere Tage hinter einander an einen und denselben Platz legt, um ihn dahin zu gewöhnen. Alsdann erwartet man ihn auf dem Anstand, gerade so wie das Reh.

Das ist die gebräuchlichste Art der Bärenjagd, die ich jetzt Tom vorschlug, allein der alte Starrkopf ließ sich auf nichts ein. Nach altcalifornischer Weise wollte er jagen, so wie sie — damit meinte er die Pioniere von Californien — in früheren Tagen immer gejagt hätten, und wenn das junge Volk, so fügte er höhnisch hinzu, auch keinen Gefallen daran hätte, er bliebe bei der alten Mode. Tom war nämlich ein Pionier, — so werden die ersten Ansiedler Californiens genannt — und das bildete, nächst dem daß er ein „geborener Bärenjäger“ war, seinen höchsten Stolz. Wir kamen zu keiner Vereinbarung, und die Klust zwischen uns erweiterte sich mit jeder Stunde. Ich dachte schon daran, mein „Berlinerchen“ zu schnüren und nach dem nächsten Thal zu ziehen, als das Schicksal mir hindernd in den Weg trat und mich trotz meines Sträubens zwang, Tom zu Willen zu sein. Ich hatte nämlich schon zweimal zu ungewöhnlicher Stunde, nachmittags vier Uhr, auf einer grasigen Fläche, die rings um mit Manzanitabüschen umsäumt war, ein Kubel Rehe angetroffen. Ich war nun aber leider jedes Mal auf der Vogelschlag begriffen und daher nur mit einer leichten Flinte, die mit dünnem Schrot geladen war, bewaffnet gewesen. Bevor ich ging, wollte ich nur noch einen Jagdweg mit dem alten Starrkopf unternehmen und lud ihn deshalb ein, mir mit seiner Büchse auf jenen Platz zu folgen, an welchen wir uns nur vorsichtig heranzuschleichen brauchten, um einer guten Beute sicher zu sein. So hoffte ich nämlich, aber es kam anders. Nach einigem unverständlichen Gebummel warf Tom die Büchse über die Schultern, schnalzte die Patronentasche um und folgte mir. Wortlos schritten wir neben einander her, und obgleich ich geplant hatte, Tom auf diesem Gange zum Jagdgrund davon zu unterrichten, daß ich ihn morgen verlassen wolle, so schnürte mir doch eine dunkle Ahnung immer wieder die Kehle zu, wenn ich einen Anlaß zum Sprechen nehmen wollte. Es kommt nicht dazu, schien mir eine Stimme ins Ohr zu raunen. Und es kam auch nicht dazu. Unser Ziel, der freie Platz war erreicht, aber so vorsichtig wir ihn auch von der Ferne überschauten, die Rehe waren diesmal nicht da. Vielleicht daß sie auf dem nächsten Platze grasen. Wir schlugen uns durch den Kranz von Gebüsch durch, der die Lichtung umgab, kaum aber betrat ich das Freie, so prallte ich entsezt zurück und Tom that das Gleiche, denn im Schatten eines Manzanitastranachs lag der gefürchtete berüchtigte Grizzly und verzehrte die letzten Reste eines Reh's.

Was thun? Fortlaufen? Nimmermehr! Ich sah Tom

unschlüssig an, über dessen gefurchte verwetterte Züge es wie höhnische Schadenfreude zuckte.

„Schieß!“ raunte er mir zu, „Du hast ja Vochschrot im Laufe.“

„Und Du?“

„Ich habe eine Kugel geladen, ich besorge das übrige.“ Der Bär hatte sich mittlerweile aufrecht hingesezt und gab durch ein entseztliches Gebummel seine Unzufriedenheit über die gestörte Mahlzeit zu erkennen.

Ich trat einige Schritte ins Gebüsch zurück, um das Terrain hinter mir zu sondiren, wie es eben jeder Feldherr thut, dem an einem geordneten Rückzug etwas liegt. Da stand zu meiner großen Veruhigung, kaum 50 Schritte von mir auf dem kleinen Plateau, eine schöne, schlanke, leider etwas zu schlanke Lebensseide. Sie war wie dazu gewachsen, um daran hinauf zu klettern, und die Krone war ästereich, so daß ich dort oben das Schlachtfeld bequem übersehen konnte. Die erkürst Du Dir als Zufluchtsort, dachte ich und trat noch einmal vor, um mir den Grizzly zu betrachten.

Er hatte sich jetzt auf alle Viere gestellt und machte eine Vorwärtsbewegung, langsam und majestätisch, um dann still zu stehen, als erwarte er uns da auf der freien Arena zum Kampf auf Leben und Tod. „Tom, bester Tom, muße mir das nicht zu,“ flüsterte ich im Anblick des schrecklichen Feindes, der, so schien es mir, mit jedem Augenblick zu wachsen schien. „Laß mich schnell eine Kugel in den Lauf schießen, dann schießen wir zusammen, und es kann nicht fehlen.“

„Schieß und sei kein Feigling!“ propte der alte Starrkopf unwillig heraus.

Feigling! Das Wort entschied. Schnell warf ich den Kopf herum, um zu sehen, ob meine Lebensseide auch noch auf demselben Platze stände, dann legte ich die Büchse an und paß! hatte der Unhold meine Schrotladung im Gesicht. Die Wirkung meines Schusses aber wartete ich gar nicht ab, ich lief vielmehr mit übergeworfener Büchse schneller, als ich es seit langer Zeit gethan hatte, nach der Lebensseide, an deren hellgrauem Stamm ich behende wie ein Eichhörnchen hinaufkletterte.

Es war die höchste Zeit. Mit mächtigen Sägen durchbrach der Bär das Manzanitagebüsch, und ich war noch nicht bis in die Baumkrone gelangt, als ich ihn auch schon wuthschraubend am Stamme stehen sah.

Aber Tom? Er wollte doch „das übrige“ besorgen! Der geborne Bärenjäger hatte sich erst etwas rückwärts konzentriert, dann schoß er auch, aber neben dem Bären her. Hatte nun der Whisky sein Auge getrübt, hatte, was wahrscheinlicher war, auch ihn eine menschliche Schwäche diesem furchtbaren Feinde gegenüber angewandelt — genug, er schoß fehl und folgte flugs meinem Beispiel, indem er auf eine Fichte, die einsam stand auf fahler Höhe, kletterte und sich im Gipfel einrichtete, als wolle er da ein paar Tage verweilen. An mir war es nun zunächst, eine Viertelstunde der Todesangst anzuhalten, die einen so tiefen Eindruck auf mein Gemüth machte, daß ich sie Monate darnach oft noch einmal träumend durchlebte. Der Grizzly kann nicht klettern, das weiß jedes Schulkind, aber der Gewaltige, der sich mit dem Königstiger an Kraft mißt, vermag von einem mittelstarken Baume einen Menschen herunterzuschütteln. Auf die Hinterpranken stellte sich nun mein Todfeind: wie er nun mit den Vorderbeinen am Stamme so hoch wie möglich heraufzureichen suchte, da wuchs er förmlich ins Riesengroße, und ein schneller Blick auf den Wuthschraubenden und Zähnefletschenden überzeugte mich, daß hier an eine Verjöhnung nicht zu denken war; einer von uns beiden mußte nach den „Jagdgründen der Seligen“ wandern, das stand fest. Obgleich ich hoch genug sah, zog ich doch die Beine mechanisch höher, als die schrecklichen Klauen an dem Stamm hinauf langten und den Baum zu schütteln begannen, just so wie es Vater einst that, wenn er uns Kindern im trauten Hausgärtchen die Frühplausen schüttelte. Ich aber wollte keine Frühplausen sein und hielt mich deshalb mit der Kraft der Verzweiflung an den beiden stärksten Nesten fest. Wer es noch nicht mit erlebt hat, der kann sich schlechterdings keinen Begriff davon machen, wie sinnverwirrend es ist, auf einem Baume

figend nach allen Richtungen der Windrose hin und her geschüttelt zu werden. Zunächst verging mir das Sehen. Alle Farben des Regenbogens tanzten vor meinen Augen auf und ab, und dann glaubte ich auf hoher See zu sein, auf schwankendem Schiffe und gegen die Seefrucht anzukämpfen. Nach ferneren fünf Minuten aber war alles schwarz um mich; ich sah nur in das leere Nichts. Dann wollte das Gehör nicht mehr seinen Dienst thun, ich hörte meinen Feind nicht mehr brummen, auch die Blätter über mir rauschten nicht mehr. Schließlich nahm auch das Gefühl Abschied, und alle Nerven erlahmten. Ich wäre sicher herunter gefallen, hätte ich mich nicht im letzten Moment klaren Bewußtseins so zwischen die Äste gesetzt und geklemmt, daß ich gar nicht fallen konnte. Was mir aber den letzten Rest von Lebenshoffnung nahm, das war während einer kleinen Pause ein Blick nach unten. Ich sah, daß sich die Wurzeln meiner Lebensleiche anfangen zu lösen, denn dieselben hatten nur eine dünne Erdschicht zur Bedeckung; der nahe Felsen verhinderte ihr tieferes Eindringen in den Boden. Die Möglichkeit lag also sehr nahe, daß das gewaltige Thier nach einigem Zerren den Baum zu Falle brachte und dann — adieu, du schöne Welt! dann war mir ein gräßlicher Tod gewiß.

Da, in der höchsten Gefahr, kracht von dräben ein Schuß — ich höre ihn kaum — und eine Kugel schlägt zischend in meines Feindes rechte Flanke, von der sich ein Büschelchen Haare löst, die ich in der Nachbarschaft herumliegen sah. Nun hatte ich Zeit zur Besinnung zu kommen, denn mit gewaltigen Sägen, brüllend, nicht mehr brummend, wandte er sich der Fichte zu, auf der Tom thronte und nun war die Reife an ihm zu erfahren, was Todesangst ist. Biegsamer wie meine Lebensleiche, konnte die Fichte von dem Grizzly hin und her geschleudert werden, und er machte einen ausgiebigen Gebrauch davon. Den Alten konnte ich nicht sehen, ihn verbargen die dunkelgrünen dichten Zweige, aber ich sah den Wipfel der Fichte in langen Schwingungen von Ost nach West, von Nord nach Süd fliegen, und auf Grund meiner Erfahrungen konnte ich mir die Lage Toms denken. Zuerst kollerte seine kleine weiße Thonpfeife herunter, aus der er bis dahin kalt geraucht hatte, dann folgte der alte lebensmüde Filzhut und endlich fiel auch das Whiskyfläschchen mit schrillum Ton zur Erde. Aber das alles lenkte die Aufmerksamkeit des Bären nicht ab von dem Attentäter, der sich oben krampfhaft an die Äste klammerte und nicht geneigt schien, das ihm zugedachte Loos zu erleiden.

Ich meinestheils lud, so rasch ich konnte, meine Büchse, diesmal aber nicht mit Schrot, sondern mit einer Kugel, zielte, so gut es mein schlechter Sitz erlaubte, und schoß. Meine Kugel traf den Grizzly aber leider nur in die Verlängerung des Rückens, wo bekanntlich Verwundungen am leichtesten ertragen werden können. Ob aber der Grane an dieser Stelle besonders empfindlich war? Genug, er kehrt sich nach mir um, diesmal wuthschäumend, wild erregt mit einem Gebrüll, das dem unterirdischen Grollen eines Vulkans gleich, so stürzte er herüber nach mir, in dem er richtig den unsicheren Schützen erkannte. Ich konnte nur dem einen Gedanken Raum geben: Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Wieder richtete er sich an den Hinterpranken auf, schrecklich, gräßlich wie ein Dornstachelthier war das Ungethüm anzuschauen, das nach meinem Blut lechzte und nun mit den Vorderpranken in den Stamm einschlug, diesmal mit der offenbaren Absicht, den Baum umzuzerren. Ich sah ihn schwanke, ich hörte es krachen, mir schien es sicher, er erreiche seine Absicht: ich mußte sterben. Kalt und heiß durchschauerte es mich, als ich in Gedanken Abschied nahm vom Leben und an den gräßlichen Tod dachte, der meiner wartete. Alte Bärenjäger hatten mir allerdings erzählt, daß sie im Kampfe mit dem braunen Bären im Stadium der Verzweiflung, wenn er zum Schusse zu nahe war und der Bär sich schon erhob, um den Jäger zu erfassen und zu erdrücken, mit dem Jagdmesser den Bauch ihres Gegners aufgeschlitzt hätten und auf diese Weise erfolgreich aus dem Kampfe hervorgegangen wären. Das war dem braunen Bären gegenüber geschehen, mit dem Grizzly ist diese Kampfweise aussichtslos.

Und doch und dennoch! So aussichtslos dieses Ringen auch war, ich griff mit der Rechten nach dem Bowieemesser, fest entschlossen, als Mann kämpfend zu sterben. Mit eisigem Ernst sah ich hinunter, wo sich die Wurzeln immer mehr lösten, und schon glaubte ich den Augenblick der Katastrophe bestimmen zu können, da pfiß wieder eine Kugel Toms herüber, die meinen Quälgeist mitten in den Kumpf traf.

Die frühere Scene wiederholte sich nun. Der Grizzly stürzte nach der Fichte, um mit Tom blutig abzurechnen. So präpar auch meine Lage bei einem nochmaligen Besuche des Bären war, meine Schuldigkeit mußte ich ungefümt thun, sonst war Tom, dessen Angstrufe ich jetzt vernahm, verloren. Auswandern konnte ich nicht, es war kein anderer Baum in der Nähe und so mußte ich, trotz dem schlechten Fundament meiner Lebensleiche, in deren Zweigen verharren. Ich war diesmal glücklicher, denn meine Kugel traf den Grizzly beinahe hinter den Kopf, also an eine sehr gefährliche Stelle. Aber sterben wollte er trotz alledem noch nicht, und der Zählebige wandte sich wieder nach mir, aber doch im bedeutend langsameren Tempo als das vorige Mal.

Man wird alles in der Welt einmal müde, auch das Baumschütteln, namentlich wenn man schon vier Spencertugeln im Leibe hat. Das mögen wohl die Gedanken unseres Griefelbärs gewesen sein, als er sich unter meinen Baum hinlegte, ungefähr in der Position wie ein böser Kettenhund, der ein Posthor bewachen soll. Nur die unheimlich glühenden Augen waren unverwandt auf mich gerichtet, als sollten sie mir sagen, daß jeder Versuch zu entfliehen mein sicheres Verderben sein würde, daß er noch Kraft genug besäße, mich zu zermalmen, wenn er mich nur erst in den Klauen hätte.

Bequem zum Schusse setzte ich mich nun in den Zweigen zurecht, zielte diesmal ruhig und sicher nach dem mir zugewandten rechten Auge, und meine Kugel verfehlte auch ihr Ziel nicht. Aber schrecklich war noch der Todeskampf des gewaltigen Thieres. Tiefe Furchen riß es mit seinen gewaltigen Zähnen in die Erde, konvulsivische Zuckungen durchbeben den Niesenleib, endlich noch ein heises Zittern und es war zu Ende mit ihm.

Leichteren Herzens als ich hinaufgeklettert war, stieg ich vom Baume herunter, und rief Tom die Freudenbotschaft zu. Aber dreimal mußte ich die Versicherung geben, daß der Grizzly wirklich und wahrhaftig todt sei, bevor sich der geborene Bärenstodter entschloß, von der Fichte herunterzuklettern. Da standen wir nun und reichten uns über die Leiche unseres Feindes hinweg die Hände zur vollen Veröhnung; es sollte alles vergessen sein. Wie aber nun die Beute theilen? Beim Abschluß unseres Affoziationsvertrages hatten wir von solcher Jagd, als außer dem Bereiche des Wahrscheinlichen liegend, nicht gesprochen.

Ich hatte den ersten und den letzten Schuß gethan und auch die meiste Todesangst ausgestanden, denn an meinem Baume hatte er am längsten geschüttelt; wie also theilen? Doch Jäger sind, wie Miner, liberal in Geldangelegenheiten, und so kamen wir bald überein, daß ich die Staatsprämie erhalten sollte, das übrige wollten wir unter uns, wie Brüder, ehrlich theilen. Wir fertigten nun schnell noch eine kunstlose Sälze, auf der wir den todtten Grizzly vorläufig bis zu unserer Hütte brachten. Mit Tagesanbruch sollte er dann im Triumph nach der Stadt gebracht werden, und Tom wollte diesmal mit, denn es gibt ein Fest, meinte er, und wenn ich meinen alten Kameraden erzähle, wie es uns ergangen ist, so brauche ich keinen Cent für Whisky zu bezahlen, dann werde ich überall frei gehalten.

Das war des Pudels Kern, und so ahnte ich denn, wie morgen das Fest ausfallen würde. Ich rührte das Abendbrot nicht an, und meine Augen stoh der Schlaf, denn die kaum überstandene Todesgefahr hat mir noch in allen Gliedern. Selbst Tom gestand ein, es wäre ihm ganz kurios geworden, er müsse vor allen Dingen erst einmal tüchtig Whisky trinken. Der Morgen dämmerte noch, als wir schon auf dem Wege nach dem Städtchen waren, das durch unsere Ankunft stürmisch erregt wurde, denn unser Grizzly war das größte Exemplar seiner Rasse, das man dort gesehen hatte; er wog 1556 Pfund.



Obgleich das Fleisch des grauen Bären nicht besonders schmeckt — es hat entfernte Aehnlichkeit mit Pferdefleisch — so wird es doch mit patriotischer Begeisterung gegessen, und San Francisco ist ein stets williger Markt dafür. Dahin wanderte auch unser Grizzly, nachdem ihn ein Wildpretshändler von uns erstanden hatte.

Mit meinem alten Tom ging es, wie ich ahnte: überall wurde er freigehalten, überall ihm zugetrunken. Und das Ende

von Lied? Auf derselben Schleiße, auf der ich den Grizzly „zu Thal“ gefahren, mußte ich den Alten „zu Berg“ fahren. Doch das ist Jägers Freud, ist Jägers Leid.

Mehrmals noch kamen die Hirten und wollten uns die Spur eines Grizzly zeigen. Tom war aber, seit unserem Abenteuer taub geworden für alle Grizzlyberichte, und ich machte auch stets eine verneinende Bewegung mit dem Kopf: ich hatte genug davon.

### Aus dem Leben Friedrichs I von Preußen.

Nachdruck verboten.  
Gef. d. II. VL 70.

Am 11. Juli 1657 morgens 9 Uhr ward dem großen Kurfürsten von seiner Gemahlin Henriette Friederike Louise von Oranien zu Königsberg ein Sohn geboren. Es war dies der nachmalige erste preussische König, der prachtliebende Friedrich I, dessen Lebens- und Hofs Geschichte vielleicht die interessanteste unter den merkwürdigen Geschichten preussischer Herrscher ist. Wenn nun Freiherr Karl von Ledebur all das Material gesammelt hat, welches sich auf die Familienverhältnisse am kurfürstlichen Hofe, auf das Privatleben des Königs, auf die Wissenschaften und Künste in dem jungen Königreiche, dessen Politik und Staatsverwaltung bezieht, so liegt es auf der Hand, daß er sich eine sehr dankbare Aufgabe stellte. Es ist keine vollständige abgerundete Biographie, die Herr v. Ledebur uns in seinem Werk: „König Friedrich I von Preußen“ (Leipzig, D. A. Schulz 1878) darbietet, aber es ist reichlicher, wenn auch nicht vollständiger Stoff zu einer solchen, und vor allem ein Buch, das auf jeder seiner 500 Seiten nur interessant ist und durch die Fülle des Gebotenen in Erstaunen setzt. Der ernste Forscher und Geschichtsschreiber, der über die Politik und Staatsverwaltung des ersten preussischen Königs sich unterrichten will, findet hier ebenso seine Rechnung, wie der Kunstschriftsteller oder der Kulturhistoriker, welcher die manchmal leichten Sitten jener Zeit studirt, und Romanschriststellern, die um einen historischen Stoff verlegen sind, können wir dreist auch das Buch empfehlen; sie finden mehr als ein Sujet für ihre Feder. Ein Ueberblick, den wir hier geben wollen, wird zeigen, daß wir zu dem vorstehenden Urtheil berechtigt waren.

Daß der junge Prinz, der zweite Sohn des großen Kurfürsten, zu Königsberg geboren war, erfüllte die Altpreußen mit nicht geringem Stolze, zumal sie auf die Märker etwas eifersüchtig waren. Simon Dach, der bekannte Dichter des Neunhunden von Tharau, besang damals die Geburt des Prinzen in einem Gedichte, in dem es heißt:

„Wach! dein Bruder sei erkoren  
Jenem Lande, das ihn trug,  
Dort auch hat er Leut' genug,  
Du bist Herzog, uns geboren!“

Der römische Kaiser Leopold I und Ludwig XIV von Frankreich, dessen eifrigster Gegner später Friedrich werden sollte, standen Gebatter bei dem Prinzen, der übrigens von früh an kränklich war und eine Rückgratverkrümmung zeigte. Neben dem Minister von Schwerin wurde dem Licentiaten Dankelmann die Erziehung übergeben und ihm eingeschärft, seinen Zögling „vor böser Leute Verführung zu bewahren“. Eberhard Dankelmann war sehr streng, wie aus einem Schreiben der zärtlichen Mutter an Schwerin hervorgeht, in welchem es heißt: „Ich muß Ihnen auch sagen, daß Herr Dankelmann Fritzchen während des Unterrichts sehr anfahet. Ich gestehe, daß mir dies sehr zuwider ist; denn Fritzchen ist ein Kind von gutem Naturell und sehr furchtsam; dies könnte seiner Gesundheit und seinem Geiste schaden. Ich bitte Sie, dies nicht zu dulden und ihm zu sagen, daß es mir nicht angenehm sei. Die beste Methode, Kinder zu gewinnen, ist die Sanftmuth.“ Friedrich zeigte gute Anlagen zum Lernen und machte in der französischen, polnischen und lateinischen Sprache gute Fortschritte, so daß er schon in seinem zehnten Jahre seinem Vater eine französische Anrede halten konnte; im zwölften Jahre sprach er fertig lateinisch. Als früher Fehler zeigte sich dagegen eine übergroße Neigung zum Pomp. Als er einst ein Johanniter-Ordenskapitel gezeihen, beschloß er selbst einen Orden zu stiften,

XIV. Jahrgang. 40. 1.

und erhielt zu diesem Zwecke die Erlaubniß des Vaters sowie den Titel eines Fürsten von Halberstadt. In der Kirche zu Alt-Landsberg wurde ein Thron aufgestellt, bestehend aus einer mit Sammet überzogenen Kirchenbank. Der Prinz nahm, besetzt vom Klange der Orgel, auf dem Throne Platz; ihm folgten die Großwürdenträger. Zur Rechten stand der Marschall mit dem Schwert, zur Linken der Großcomthur, der auf einem sammetnen Kissen das Ordenskreuz trug. Der zehnjährige Prinz ertheilte nun denjenigen Herren vom Hofe, die er mit seinem Orden begnadigen wollte, den Ritterschlag und schmückte sie mit den Insignien des Ordens de la générosité und die Hofherren verneigten sich demuthsvoll. Die Zahl der Ritter, denen es auch nicht an den nöthigen Würdenträgern fehlte, wuchs übrigens bald so ansehnlich, daß Friedrich schon in seinem 16. Jahre sich veranlaßt sah, dieselbe zu beschränken.

Als der große Kurfürst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die verwittwete Herzogin Dorothea von Lüneburg-Gelle heirathete und aus dieser Ehe Stiefkinder hervorgingen, entstanden Zerwürfnisse in der kurfürstlichen Familie, und Friedrich, welcher nach dem Tode seines älteren Bruders Kurprinz geworden war, glaubte sein Leben von Seiten der Stiefmutter bedroht. Er entloß heimlich nach Kassel zu seiner Verwandten, der Landgräfin von Hessen. Der Zwiespalt wurde nun so offenbar, daß erst das Einschreiten der Herrscher von Kurpfalz und Braunschweig wieder Frieden zwischen Vater und Sohn zu stiften vermochte. Auf jener Flucht nach Kassel hatte Friedrich seine Cousine, Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel, kennen gelernt, mit welcher er sich 1679 vermählte. Der Frieden mit der Stiefmutter war nur ein äußerlicher. Gerüchte von Vergiftungsversuchen derselben gegen den Kurprinzen liefen in Berlin um, und als seine junge Gemahlin an den Pforten starb, hieß es wieder, sie sei von der Kurfürstin umgebracht.

An den Tod der jungen Kurprinzessin knüpft sich noch eine Geschichte, die wir hier erwähnen wollen. Man erzählt sich, daß dieselbe schon vor ihrer Krankheit eine Ahnung von ihrem Tode gehabt hätte, und daß sie ihren Gemahl gebeten hätte, sich nicht wieder zu vermählen, was derselbe ihr auch versprochen, um sie zu beruhigen. Als Friedrich dennoch zu einer zweiten Ehe schritt, sei der Trauring auseinander gesprungen. Der Ring ist später wirklich dagewesen und in der Kammkammer aufbewahrt worden, „ein kleiner goldener Ring, worauf sich zwei Hände präsentiren, mitten durchbrochen“. Er trug die Inschrift: à jamais.

Sophie Charlotte von Braunschweig-Lüneburg aus dem Hause Hannover, wurde 1684 die zweite Gemahlin des Kurprinzen Friedrich und die spätere erste Königin von Preußen. Kurfürstin wurde sie schon 1688 nach dem am 29. April erfolgten Tode des großen Kurfürsten. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn hatte sich in der letzten Zeit gebessert, und so konnte letzterer aufrichtig trauernd an der Leiche des Vaters stehen und bei dessen letzten Augenblicken zugegen sein.

Die Kräfte des großen Kurfürsten hatten mit dem Beginn des Jahres 1688 mehr und mehr abgenommen. Sicht und Wasserfucht plagten den Helden, den Begründer preussischer Größe. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er den Kurprinzen, empfahl ihm seinen Staat und machte ihn noch mit seinen Staatsmaximen bekannt: „Vor allen Dingen aber behalte Gott vor Augen. Vergiß nie die bei einer solchen Verwaltung nöthige Vorsicht aus den Augen zu lassen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß eine eiserne Hand und ein

stehendes Heer hierzu nöthig sind; aber übe jene mit Geschick und bilde dieses nur, um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen Deines Hauses zu bewahren." Es war eine Scene voll tiefer Nührung. Der Kurprinz warf sich seinem Vater zu Füßen und bat ihn um Verzeihung der Fehler, die er begangen und um seinen Segen, der ertheilt wurde. Die Kurfürstin wohnte diesen Vorgängen nicht bei, sondern erschien erst später. Alle treuen Diener erhielten noch werthvolle Geschenke von dem sterbenden Helden, der bemüht war jeden zu trösten. Am Nachmittage kamen die beiden Hofprediger, die der Scheidende zu sich berufen. Als sie in sein Gemach eintraten, empfing sie der Kurfürst mit den Worten des Apostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Glauben vollendet. Ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage geben wird.“ Im Verlaufe des frommen Gesprächs, das sich an jene Worte anknüpfte, äußerte er: „Er sei sich seiner Schwachheiten und Sünden wohl bewußt, aber er vertraue fest auf den Erlöser, dessen Blut ihn von seinen Sünden gereinigt habe.“

Eine schmerzvolle Nacht, welche die nahe Auflösung ankündigte, folgte, doch trug der Kurfürst alle Leiden mit stiller Ergebung. Der 29. April brach an. Der Tod war nahe.

Schon war des großen Kurfürsten Seele im Begriff zu scheiden. „Herr Jesu, komm, ich bin bereit!“ rief er mit schwächer werdender Stimme. „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue! Komm, Herr Jesu, ach komm, Herr Jesu, ich bin bereit! Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken!“ Leise klagte er, wie der Tod so hart sei, und daß sein Herz nicht brechen wolle. Endlich küßte er mit vernehmbarer Stimme: „Nun wird es, will's Gott, bald gethan sein; ich fühle, daß sich etwas löst!“ Seine Augen schlossen sich, er ließ das Haupt sinken und verschied.

Der neue Kurfürst hatte viel Noth mit der Familie und seinen Stiefgeschwistern. Auch ereigneten sich da allerhand Liebesintrigen und Scandalgeschichten, die besser nicht vorgekommen wären und mitunter zu Staatsaffären wurden. Sehr romantischer Natur war eine Liebesintrigue seines Stiefbruders, des Markgrafen Karl Philipp, die zu einem traurigen Ende führte. In Italien lernte dieser eine schöne junge Wittve Katarina Maria Gräfin von Salzone, kennen, um deren Liebe er sich bewarb. Diese erklärte jedoch ihm nur Gehör schenken zu können, wenn er sich entschloße, sie zu ehelichen. Die Leidenschaft des Prinzen wurde hierdurch nur erhöht, und er entschloß sich zu einer geheimen ehelichen Verbindung mit der Gräfin ohne die Erlaubniß des Kurfürsten. Dieser hatte zu spät Nachricht hiervon erhalten, befahl im höchsten Grade erzürnt die Mißheirath wieder aufzulösen, und der Oberst der Kavallerie Hadeborn erhielt, nachdem die Zustimmung dazu vom Herzog von Savoyen eingeholt war, den Auftrag, das Paar in Turin gewaltsam zu trennen. Man drang am frühen Morgen in das Schlafzimmer derselben ein, der Prinz legte sich unangekleidet mit dem Degen zur Wehre, ward aber verwundet und die Gräfin fortgeschleppt und in ein Kloster gesteckt. Verzweiflungsvoll wies der verwundete Markgraf jede Hilfe von sich; er ward von einem hitzigen Fieber befallen, das bald mit dem Tode endigte. Seine Leiche wurde nach Berlin gebracht und dort mit feierlichem Pompe in der alten Domkirche beigelegt. Nun ließ man die Gräfin frei, aber sie wandte sich mit einer Klage an den Kaiser wegen der ihr gewordenen Behandlung, forderte das ihr gebührende Wittwengeld, da ihre Ehe volle kirchliche Sanction erhalten, und nahm den Namen ihres Gemahls von Brandenburg an. Friedrich bot ihr 100,000 Thaler Geldentschädigung, wenn sie diesen Namen ablegte, wozu sie aber nicht zu bewegen war. Erst später, als sie sich mit dem sächsischen Grafen von Wackerbart nochmals verheiratete, legte sie diesen Namen ab.

Die Ehe zwischen Friedrich und seiner zweiten Gemahlin Sophie Charlotte war keine glückliche. Er fand seine Liebe mit Kälte erwidert. Alle Nachrichten stimmen über ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und ihren Geist überein; von ihrer

Herzensgüte ist aber selten die Rede. Ebenso wenig erfüllte sie die Pflichten einer guten Hausfrau und Mutter, dagegen gefiel sie sich darin, ihren Geist in philosophischen Disputationen glänzen zu lassen. Sie ungab sich mit Freigeistern, und hatte in einem Fräulein von Pöllnitz eine schlechte Rathgeberin. Letztere wurde von der Markgräfin von Bayreuth folgendermaßen geschildert: „Ihr Charakter war sehr schlecht; sie war sehr intrigant, ihre giftige Zunge verächtete niemanden. Man bemerkte bei ihr nur drei kleine Fehler: sie liebte Spiel, die Männer und den Wein.“ Die Kurfürstin und spätere Königin machte die Nacht zum Tage und nahm Theil an ausgelassenen Festlichkeiten, so daß die Herzogin von Orleans sich über ihre Gesellschaften äußerte: „Was ich von der Königin von Preußen am Hofe höre, muß es toll dort zugehen.“ Derlei Sachen, selbst über die Sittenfreiheit jener Zeit hinausgehend, gaben zu bösen Gerüchten Anlaß und erzürnten den König, der nun kalt gegen die Königin wurde. Diese zog sich nun vom Hofe zurück und wohnte am Ende des Berliner Thiergartens in ihrem Lustschlosse Liegenburg — dem heutigen Charlottenburg, wo sie mit geistreichen Männern und Frauen verkehrte und philosophische Gespräche führte.

Sophie Charlotte war leidend und hatte wohl eine Vorahnung ihres nahen Todes. Trozdem trat sie im Januar 1705 noch eine Reise nach ihrer Heimat Hannover an, nachdem sie noch vorher alle ihre Papiere geordnet, als wenn sie wüßte, daß sie nicht lebend zurückkehren würde; schon in Magdeburg wurde sie kränker, und als sie in Hannover anlangte, wußte man, daß ihre Tage gezählt waren. Als der Hofprediger de la Bergerie ihr Trost zusprechen wollte, fiel sie ihm ins Wort und entgegnete: „Ich habe zwanzig Jahre über die Religion ernstlich nachgedacht und habe die Bücher, die sich damit beschäftigen, aufmerksam gelesen; Sie können mir also nichts sagen, was mir nicht schon bekannt wäre. Ich versichere Sie heilig, daß ich ruhig sterbe.“ Der französische Wundarzt L'Estocq verbot nun der Königin das weitere Sprechen, und daher nahm sie mit kurzen Worten vom Hofprediger Abschied und tröstete die weinende Pöllnitz. Nachdem sie ihrem Bruder noch mit freundlichem Blicke die Hand gereicht, starb sie am 1. Febr. 1705 erst 36½ Jahre alt. Als der König die Todesnachricht erhielt, ward er von dem Schmerz über den Verlust der von ihm heißgeliebten Gattin so ergriffen, daß er in eine Ohnmacht sank, die erst durch Aderlaß beseitigt werden konnte. Zum Andenken an sie bestimmte er, daß ihr Lieblingsaufenthalt Liegenburg fortan Charlottenburg heißen solle.

Noch zu einer dritten Ehe schritt Friedrich I in seinem einundfünfzigsten Lebensjahre. Sophie Louise von Mecklenburg-Schwerin reichte ihm 1708 ihre Hand und hielt unter großem Gepränge als „mecklenburgische Venus“ ihren Einzug in Berlin. Aber in der Einsamkeit, an einem prunklosen Hofe erzogen, fühlte sie sich nicht wohl im Pompe des preussischen Hofes und zog sich bald in die Einsamkeit zurück, in der Religion Trost suchend für das Glück, welches ihr auf Erden versagt schien. Ein Fräulein von Grävenitz, ihre Rathgeberin, suchte die Kluft zwischen ihr und dem Könige zu erweitern. Sie erkannte die Neigung der jungen Königin zu religiösen Betrachtungen und bestärkte sie darin, durch klösterliche Zurückgezogenheit und fromme Andachtsübungen das wieder gut zu machen, was ein so weltlich gesinnter Hof wie der Friedrichs I verschuldete. In diesen Bemühungen ward sie durch den streng lutherischen Prediger Johann Porst, den die Königin als Beichtvater angenommen hatte, unterstützt. Die Lutheraner betrachteten in jener Zeit die Reformirten fast noch mehr als Ketzer, als die Katholiken, und bald sah auch die Königin ihren Gemahl als Ketzer an und suchte ihn zu belehren. Friedrich, der mit Eifer der reformirten Kirche zugethan war, suchte zwar Religionsgespräche mit seiner Gemahlin, deren Glaubenseifer er kannte, zu vermeiden, doch dies war nicht immer möglich. Es kam dann zuweilen zu einem Wortwechsel über Religionsmeinungen, und in einem solchen soll die Königin einst so weit gegangen sein, zu erklären: „Kein Reformirter dürfe hoffen selig zu werden.“ Unmuthig soll der König hierauf erwidert haben, „sie könne ja dann nach seinem Tode nicht sagen:

der selige König," worauf sie anfangs betroffen erwiderte: „Ich werde jagen der liebe verstorbene König." Solche Gespräche dienten nur dazu, das Ehepaar noch weiter auseinander zu bringen. — Um mehr auf die Königin einzuwirken, ließ der König die Grävenitz über die mecklenburgische Grenze schaffen und verbot dem Pastor Forst den Hof. Doch wurde die Königin hierdurch nur noch mehr aufgebracht und immer unduldsamer gegen Andersgläubige, was den König um so mehr verletzte, da es sein Lieblingswunsch war, eine Union zwischen Reformirten und Lutheranern herbeizuführen. Auf sich selbst angewiesen, vertiefte die Königin sich immer mehr in ihre Andachtsübungen, die bald einen überpannten Charakter annehmen und zur Zerrüttung des Geistes führten. Der König selbst kränkelte in jener Zeit sehr viel. Eines Tages ruhte er schlummernd in seinem Armessel, als er plötzlich durch eine gräßliche Erscheinung aus seinem Schlafe geweckt wurde. Vor ihm stand eine hohe weiße Gestalt mit fliegenden Haaren, die ihre mit Blut bedeckten Hände drohend gegen ihn erhob, ihn mit vor Wahnsinn glühenden Augen anstarrte, sich dann über

ihn warf und mit Vorwürfen über sein lasterhaftes Wesen überhäufte. Es war die Königin, die der Aussicht ihrer Hofdamen entsprungen, durch eine Gallerie, die mit dem Schlafzimmer des Königs in Verbindung stand, hierher geeilt war. Das Zimmer des Königs hatte eine Glasthür, die sie zererschlug, wobei sie sich Arm und Hände verletzte. Die herbeieilenden Diener rissen den König aus den Händen seiner Gemahlin, die nun in ihr Zimmer zurückgebracht und unter Aufsicht gestellt wurde.

Der Schreck, den diese Begebenheit dem Könige verursachte, bewirkte eine Verschlimmerung der Krankheit, und er glaubte in seinen Phantasien die „weiße Frau" gesehen zu haben und sein Ende nahe. Bei so vielen traurigen Familienereignissen war es für Friedrich ein Glück, gegen das Ende seiner Regierung noch die Freude zu haben, daß ihm ein Enkelsohn, der spätere König Friedrich der Große, am 24. Januar 1712 geboren wurde, dessen Taufe am 31. Januar mit großer Pracht vollzogen wurde. Es war dies die letzte glänzende Festlichkeit im Leben Friedrichs I.

## Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

### LX. Die Befreiung.

Um dieselbe Zeit, wo Lewin diese Worte sprach, hielten zwei Schlitten vor dem Hohen-Bieker Herrenhause. Der vordere war eine bloße Schleife, und sah dem Planschlitten ähnlich, in dem Lewin am Weihnachtseilabend seine Fahrt von Berlin nach Hohen-Biek gemacht hatte, nur daß die Korbbänne niedriger waren und der hohe Planbogen völlig fehlte. Statt dieses Planbogens war ein Stück schwarze, nach beiden Seiten hin tief herabhängende Wachsleinwand über den Wagenkorb gelegt und mittels eingeschnittener Löcher an den vier Speichen befestigt worden. In der Gabelbeischel ging ein kleines streppiges Bauernpferd, und Pachaly, die Leinen in der Hand, sah auf dem Vorderbrett. Das zweite Gefährt war ein gewöhnlicher aber sehr großer Fahrerschlitten, den man sich, um eben dieser Größe willen, von Schulze Kniehase geborgt hatte. In diesem Schlitten saßen sechs Personen: Berndt und Hirschfeldt im Fond, ihnen gegenüber auf dem Rücksitze Tubal und Kniehase, vorne Krist und der junge Scharwenka. Krist fuhr. Die Ponies waren eingepannt, aber ohne Geläut.

Was am meisten überraschen durfte, war, daß Bamme fehlte, und doch war eben dieses Fehlen für jeden, der ihn genauer kannte, in voller Uebereinstimmung mit seinem Charakter. Die Frankfurter Affaire hatte weder innerlich seinen Muth gebrochen, noch ihn äußerlich kleinlaut gemacht; aber durch und durch von Spielervorstellungen beherrscht, erging er sich seitdem in Versicherungen, daß er keine „glückliche Hand" habe. „Ohne ihn werd' es besser gehen," und nur einen Augenblick lang, als der Schlitten mit der herabhängenden schwarzen Wachsleinwand vorgefahren war, war er in dieser seiner Ueberzeugung erschüttert worden. Und dabei hatte folgendes Zwiesgespräch zwischen ihm und seinem neben ihm stehenden Aidede-Camp stattgefunden.

„Was will nur der schwarze Kasten, Hirschfeldt? Schwarz und schräg und eine Zudecke darüber. Der reine Sarg. Soll mich wundern, wen sie hineinlegen werden."

„Vielleicht mich."

„Nein, Sie nicht. Sie werden immer mit einem Prellschuß oder einer Kugel ins dicke Fleisch davon kommen.... Aber was ist das nur, was dieser Tölpel von Pachaly da heranschleppt und in das Schlittenstroh hineinpackt? Sehen Sie nur „sechs Bretter und zwei Brettchen". Und jetzt zwei Grabsteine und eine Strickleine. Was die soll, weiß ich allenfalls, aber all das andere! Grabsteine und Bretter, und gerade sechs. Es schmeckt so nach Begräbniß."

So war das Gespräch zwischen Bamme und Hirschfeldt verlaufen; unmittelbar darauf hatten alle an der Expedition Theilnehmenden ihre Klöße eingenommen und fuhren in leichtem

Trabe die Küstriner Chaussee hinauf. Als sie bis an die Stelle gekommen waren, wo vor zwei Tagen erst die „Revue" stattgefunden hatte, bogen sie nach rechts hin ab, passirten das Nichtenwäldchen an seinem nördlichen Rande und hielten sich nun scharf auf den Fluß zu. Die Wege waren hier schmal und meist verischneit, so daß sie Schritt fahren mußten. Und doch waren die Minuten berechnet. Berndt und Hirschfeldt wurden ungeduldig. Endlich hatten sie den Fluß vor sich, erkannten trotz der Dunkelheit die inmitten des Eises abgesteckte Fahrtrasse, und fuhren vorsichtig erst die Böschung hinunter und dann mit einer allmählichen Linksbiegung in die niedrige Kuffelallee hinein. Und nun konnten sie wieder traben. Es war aber auch hohe Zeit.

Noch war kein Wort gesprochen worden. Berndt, den das Schweigen bedrückte, wandte sich an den ihm gegenüber sitzenden Kniehase, dessen noch verbundener Kopf in einer Pelzkappe steckte, und sagte:

„Alles in Ordnung, Kniehase?"

„Ja, gnäd'ger Herr."

„Strick, Scheite, Bretter?"

„Alles da. Hab' es Pachaly'n in die Hand gezählt. Und auch die kleine Leiter und zwei Bund Stroh."

„Und Kümmerich?"

„Ist um neun Uhr abgerückt auf die Manschnower Mühle zu."

„Und Krull und Rechte?"

„Stehen drüben zwischen Entenfang und Pulvermühlen."

„Gut. Und nun komme, was soll."

Einen Augenblick schwieg er, und seine Lippen sprachen nur leise vor sich hin. Dann aber, alle Sorge hinter sich werfend, sagte er: „Und nun schärfer zu, Krist, oder wir verpassen's. Sieh, Tubal, alles grau; der Himmel ist mit uns, indem er sich uns verbirgt."

Während sie so sprachen, hatten sie sich der Festung bis auf fünfhundert Schritt genähert, und in dem Dunkel, das herrschte, stieg ein noch dunklerer Schatten auf: Bastion Brandenburg. Daß ihr Herantommen von dem einen oder andern Wachtposten bemerkt worden wäre, war wenig glaubhaft, denn ihre niedrigen Fahrwerke fuhren nicht nur im Schutze einer mannhohen, zu beiden Seiten des Weges aufgeschauelten Schneemauer, sondern auch im Schatten der von zehn Schritt zu zehn Schritt stehenden Kuffelpyramiden. Und im Schatten einer solchen hielten jetzt die Schlitten.

Die kleine Thurmuhre, von der Schloßkirche her, schlug halb. Das traf zu; so war es berechnet. Berndt war der erste aus dem Schlitten heraus und schlich sich jetzt über das Eis hin bis an die Festungswerke vor, gerade bis unter den „Weiß-

Kachbad verboten  
Bef. n. 11. / VI. 70.

kopf". Als er heran war, sah er, daß am Fuße des Bastions alles tief verschneit war; der Westwind hatte hier ganze Schneeberge zusammengetrieben. Aber so hoch der Schnee lag, so war er doch zu locker und hatte nicht Tiefe genug. Es mußte also nachgeholfen werden. Dazu sollten die mitgenommenen Bretter dienen, mit deren Hilfe man eine der zehn Schritte breiten und halb festgewordenen Schneemauern bis hart an das Bastion vorzuschieben gedachte. Sie traten deshalb an den einspännigen Schlitten heran, den Ramme kurzweg, und vielleicht auch vorahmend, als „Sarg Schlitten“ bezeichnet hatte, und wollten eben die zum Schieben bestimmten Bretter hervorziehen, als sich's in dem darüber gepackten Stroh zu regen und zu schüttern begann. Und siehe da, gleich darauf stand Hektor — wohl wissend, daß er viel gewagt habe — verlegen wedelnd an der Seite seines Herrn; verlegen, aber doch auch mit einem Ausdruck von Stolz und Freude, und seine klugen Augen schienen zu sagen: „Hier bin ich; ich, Hektor; Freund meines Freundes Lewin. Ich weiß, daß es ernst wird, und weil ich es weiß, will ich mit dabei sein.“

Der sich zuerst faßte, war Berndt; er bückte sich nur, um dem Schuldigen mit dem Zeigefinger zu drohen. Als er sich dann wieder aufrichtete, richtete sich auch der Hund auf und legte seine Vorderpfoten auf seines Herrn Schulter; so standen sie und sahen einander an.

„Hi, Hektor,“ lästerte Berndt, und klopfte und streichelte das treue Thier. Dieser aber, als er sich so zu Gnaden angenommen sah, fuhr in leidenschaftlicher Erregung in seines Herrn Bart und Haar umher, und nickte und webelte nur immer wieder, um zu zeigen, daß er alles wohl verstanden habe. Dann endlich ließ er von ihm ab.

Die Bretter waren inzwischen hervorgezogen worden und wurden nun von der einen Seite her eingestemmt. Aber es wollte mit dem Schieben nicht glücken. Das am Tage durchgefrierende Schneewasser war unten mit der Flußbede zusammengefroren, und so mußten denn die Spaten herbeigeholt werden, um durch Abstechen das Eis wieder zu lösen. Und nun endlich war es geschehen, und die Masse setzte sich in Bewegung, erst langsam, dann immer rascher, bis sie zuletzt den weichen Schnee bei Seite drängte und am Fuße des Bastions feststand. Was der Westwind höher hinauf an die Schrägwand geweht hatte, das fiel jetzt herab, ein weiches Polster über der Schneemauer bildend. Und nun kletterte der junge Scharwenka, der der flinkste und geschickteste war, hinauf, und zog die Strickleine rasch nach sich, während sich die vier anderen zu beiden Seiten der Mauer niederkauerten. Krift hielt Hektor am Halsband; Pachaly war bei den Schlitten geblieben.

Alle sahen erwartungsvoll nach der Uhr. Noch fünf Minuten. In jedem Augenblick konnte es oben auf dem Schloß zum Schlagen einfehen.

Und jetzt schlug es wirklich. Lewin riß das Fenster auf, zählte bis zwölf, und im selben Augenblicke warf er das Anäuel, dessen loses Ende er um die linke Hand geschlungen hatte, mit der Rechten über den Rand des Bastions. Er hörte, wie es aufschlug; und nun wickelte sich's ab. Eine kleine Weile noch, dann sah er, daß sich die dünne Hanfleine zu straffen anfing. Die Strickleine mußte also von den Fremden unten angeknüpft worden sein. Und nun begann er mit aller Kraft zu ziehen. Aber eben jetzt kam ein französischer Wachtposten in Sicht, um seinen vorgeschriebenen Weg von Eck zu Eck zu machen. Er war schon dicht heran; hielt er sich in Nähe des Fensters, so ging das Bajonnet unter der Leine weg, hielt er sich aber mehr rechts am Rande des Bastions hin, so traf er die Leine. Lewin war schon darauf gefaßt, sie fallen lassen zu müssen, und dann blieb nur noch der Sprung. Aber der Posten schritt, eine Melodie summend, hart an dem Unterbau des Weisstopfs vorbei.

Das Eck, an dem er wieder kehrt machen mußte, lag hundertundfünfzig Schritte entfernt. Lewin berechnete sich, daß er zwei Minuten habe. Also schnell. Er zog jetzt rascher und heftiger noch als zuvor, und nun hielt er die Strickleine in seinen beiden Händen. Aber wo sie befestigen? Das Fensterkreuz war viel zu morsch, so schlang er sie, da nichts Besseres

da war, um den Fuß der Weisstelle, und schob diese, um ihr mehr Halt zu geben, bis an den Fensterspizel vor. Und nun hinaus. Draußen warf er sich nieder, froh bis an den Rand des Bastions und packte den Strick. Und nun noch ein kurzes Stoßgebet, und dann vorwärts und hinab! Als er bis über die Mitte war, brach der Weisfuß ab oder ging aus den Fugen, aber es waren keine sechs Ellen mehr, und so glitt er ohne Fährlichkeit hinunter. Die ganze Niederkahrt war nur um ein paar Sekunden beschleunigt worden.

Er war gerettet, und ein seliges Gefühl wiedergewonnen. Lebens durchdrang ihn, als er sich jetzt aus den lockeren Schneemassen heraus wühlte. Was noch an Gefahr da war, war keine Gefahr mehr; ein Schuß in die Nacht hinein hatte nicht viel zu bedeuten.

Und jetzt fiel wirklich der erste Schuß. Ein Hurrah unten antwortete; alles schwentete die Mägen, und Hektor, der sich jetzt rühren durfte, sprang an seinem jungen Herrn in die Höhe und fuhr ihm mit der Zunge liebevoll und freudekündend über Hand und Gesicht. „Laß, laß!“ Aber ehe er noch gehorchen konnte, krachte von oben her eine ganze Salve in das Dunkel hinein, und der Hund, dessen Liebestreue seinen Herrn gebekt hatte, brach zusammen. Lewin stand unbeweglich und wußte nicht was thun; endlich rissen Berndt und Hirschfeldt ihn mit sich fort. Alles stürzte den Schlitten zu, und nur Hektor zurückgelassen, lag winelnd am Fuße des Bastions.

„Nein,“ rief Tubal, „das soll nicht sein.“ Und wieder umkehrend bückte er sich und lud das treue Thier, das sich vergeblich fortzuschleppen trachtete, auf seine beiden Arme, um es bis an den nächsten Schlitten zurückzutragen. Aber ehe er heran war, folgte der ersten Salve eine zweite, und Tubal, unterm Schulterblatt getroffen, taumelte und fiel.

„Fort, fort!“ und zehn Hände griffen zu. Und über den Schnee hin, ihn tragend und ziehend, erreichten sie das Pachaly'sche Gefährt und legten den Schwerverwundeten auf die Strohbündel nieder, Hektor ihm zu Füßen. So ging es zwischen den schwarzen Kuffeln hin in die Nacht hinein. An Verfolgung war nicht zu denken. Hätte sie stattgefunden, so wäre man mit Hilfe der aufgestellten Seitenkommandos stark genug gewesen, ihr zu begegnen.

Als sie bis in Höhe von Gorgast waren, bogen sie rechts aus ihrer Kiefernallee heraus und fuhren langsam die Böschung des Ufers hinauf. Tubal hatte brennenden Durst, und man gab ihm Schnee; so ging es weiter bis an die Mänschower Mühle. Hier wurde der Weg immer holpriger, und Pachaly mußte des Verwundeten halber im Schritt fahren. Der andere Schlitten trabte voraus.

Berndt hatte die Leinen genommen. Als er zwischen den Pfeilern der Auffahrt hindurch wollte, scheuten die Ponies, und er sah jetzt, daß Hoppenmariclen auf dem linken Prellstein saß. Sie lehnte sich wie gewöhntlich an ihre Kiepe und hielt den Hakenstod in der Hand. Aber sie salutirte nicht — und rührte sich nicht.

#### LXI. Salvo caput.

Es war zwölf Stunden später; die helle Mittagssonne stand über Hohen-Vieh, und es thautte von allen Dächern. Auch das Eis, das stumpf geworden an den Rändern von Miedleys Mühle hing, bligte wieder durchsichtig und kristallen, und die Tauben saßen auf kniechafes langem Scheunenfirn. Alles war licht und heiter, und ein ernstes Frühlingswehen ging durch die Natur.

Und in hellem Sonnenscheine lag auch das Herrenhaus. Wer aber von der Auffahrt her einen Blick auf den Vorplatz und die lange Reihe der Fenster geworfen hätte, der hätte doch wahrnehmen müssen, daß es ein Trauerhaus sei oder schlimmer als das, in jedem Augenblicke ein solches zu werden drohe. Ueber den Damm hin war eine dicke Strohlage gebreitet, und hinter den Scheiben wurde niemand sichtbar. Auch nicht hinter der Glashüre der Halle. Alles wie ansgehorben. Nur die Sperlinge waren guter Dinge; sie saßen in Scharen auf dem ausgestreuten Stroh und pikten die verlorenen Körner.



### Goethe im Tode.

Von Friedrich Preller im Jahre 1832 nach der Natur gezeichnet und mit Erlaubniß der Besitzerin der Zeichnung, Frau Mathilde Arnemann in Weimar, in Holzschnitt nachgebildet.\*)

Aus der demnächst erscheinenden III. (Schluß-)Abtheilung von Robert Koenigs „Deutscher Literaturgeschichte“ entnommen.

Es war einsam geworden um den greisen Dichter. Schon bei Schillers Tode hatte er sich recht allein gefühlt — „unleidlicher Schmerz ergriff mich“, klagt er, „und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen.“ Seitdem waren nun bald drei Jahrzehnte vergangen, und wie war innerhalb dieser Zeit „ein süßes Band“ um das andere von ihm abgefallen! 1807 starb die Herzogin Amalia, 1808 Elisabeth Goethe, des Dichters so inniggeliebte und so tief betrauerte Mutter, eine Frau, wie er selbst sie charakterisirt, „die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte.“ Acht Jahre danach starb seine „Liebe kleine Frau“, die nahezu dreißig Jahre mit ihm verbunden gewesen war. Es traf ihn schwerer, als die Welt glauben mochte. An ihrem Sterbelager kniend, brach er verzweiflungsvoll in die Worte aus: „Du wirst mich nicht verlassen; nein, nein! Du darfst mich nicht verlassen!“ Und als sie ihn nun doch verlassen hatte, gab er seinem Schmerze in tiefbewegter Weise einen ungeheuchelten Ausdruck. Unter anderem schrieb er an eine Freundin in Jena: „Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geliebt ist.“ Durch die Verheirathung seines einzigen Sohnes kam in sein einsames Hauswesen wieder frisches Leben — „mir will nun nicht mehr wohl werden als in meinem Hause“, bekennt er bald danach freudigen Herzens seinem

Freunde Zelter. Doch er sollte neue Läden erleben. 1828 starb der ihm so innig befreundete Herzog Karl August, zwei Jahre danach dessen Wittwe; und ehe das Jahr 1830 sich zu Ende neigte, ruhte Goethes einziger Sohn an der Pyramide des Cestius im Grabe. Die Trauerkunde erschütterte den hochbetagten Dichter tief — wohl in Folge der Aufregung brachte ihn kurz danach ein heftiger Blutsturz an den Rand des eigenen Grabes. Aber er kam wieder empor und genoß noch weit über ein Jahr das Leben, ja er konnte bis zum letzten Tage rastlos wirken und schaffen. Wenige Monate nach der Vollendung der Faustdichtung wurde Goethe aus der Mitte der Lebenden abberufen. Am 22. März 1832, um halb zwölf Uhr mittags schlummerte er sanft ein, um nicht wieder zu erwachen. Am anderen Tage sah ihn Eckermann auf dem Todtenlager.

Er erzählt davon: „Auf dem Rücken ausgestreckt ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. — — — Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen.“ So sah ihn auch Friedrich Preller, der seitdem ebenfalls abgeschrieben, und zeichnete den im Tode Erblaßten. Zum ersten Male wird diese meisterhaft getreue Handzeichnung, das einzige uns gebliebene Todtenbildnis des Dichters, hier veröffentlicht.

\*) Photographien nach dieser Zeichnung hat die Verlagshandlung von Paul Bette in Berlin anfertigen lassen, die zum Besten der Elisabeth-Rosen-Stiftung zu Karlsbad verkauft werden.

Ihr Zwitschern war der einzige Ton, der in der tiefen Stille laut wurde.

Zwölf Stunden lagen zurück, und nur eine Minute vollen Glücks und höchster Freude hatten sie gebracht: die Minute, wo nach dem Wiedersehen mit der Schwester das in Jubel und Thränen ausbrechende Wiedersehen zwischen Lewin und Marie auch zugleich ihr Verlöbniß bedeutete hatte. Und ein Verlöbniß, wie Menschenaugen kein schöneres gesehen. Denn es war nur gekommen, was kommen sollte; das natürliche, das von Uranfang an Bestimmte hatte sich vollzogen, und Berndt selber, tief bewegt in seinem Herzen, hatte sich des Glückes der Glücklichen gefreut.

Aber wach andere Minuten dann, als eine kleine Weile später der zweite Schlitten vorgefahren war und Krist und Pachaly den auf Betten und Kissen gelegten Tubal langsam und leise treppauf getragen hatten. Und auch Hektor hatte mit hinauf gewollt; aber an den Treppentufen mit seiner Kraft verlagend war er den schmalen Küchenkorridor entlang bis an seine Binsenmatte zurückgetrocken. Da lag er nun und schob sich näher an die warme Wandstelle hinter dem Herde, denn ihn froh.

Um elf Uhr war Doktor Leist von Lebus gekommen. Er stieg — so geräuschlos es seine Gewohnheit und seine Schneestiefel zuließen — in den oberen Stock hinauf und trat hier in das Krankenzimmer ein, in dem die Vorhänge, der prall auf die Fenster stehenden Morgensohn halber, dicht geschlossen waren. „Wir müssen Licht haben,“ sagte er, und schob eine der Gardinen bei Seite.

Nun erst sah er Tubal. Dieser hatte heftige Schmerzen, ertrag aber ohne Jucken das Sondiren seiner Wunde, trotzdem eine „leichte Hand“ nicht gerade das war, worüber Doktor Leist Verärgung hatte.

„Brav, junger Herr, das nenne ich tapfer ausgehalten.“

„Was ist es?“ fragte Tubal.

„Ein häßlicher Fall; Perforation der Milz. Aber was ist die Milz? Das Ueberflüssigste was der Mensch hat. Es gibt welche, die sie sich abschneiden lassen. Und Jugend überwindet alles. In vier Wochen sehen wir uns hier ans Fenster, zählen die Dohlen auf dem Kirchendach und rauchen eine Pfeife Tabak. Sie rauchen doch, junger Herr?“

Tubal verneinte.

„Nun, dann spielen wir Patience oder Mariage.“

„Patience.“

Der alte Leist streichelte dem Schwerverwundeten die Hand. „Das ist recht; immer Kopf oben und bei Laune geblieben. Gute Laune heißt und ist das beste Pflaster.“

Und darnach stieg er wieder treppauf, um unten in Berndts Arbeitskabinett über den Befund seiner Untersuchung zu berichten.

„Nun, Doktor?“ fragte Wigewig.

Der alte Leist zuckte die Achseln. „Er muß sterben.“

„Keine Rettung?“

„Nein; es war ein Schrägshuß, und das sind immer die schlimmsten. Alles durch: Lunge, Leber. Und zum Ueberfluß auch noch die Milz.“

„Und wie lange dauert es noch?“

„Wenn's hoch kommt, bis diese Nacht. Es ist heute sein letzter Tag, und morgen hat er es hinter sich. Wenn Sie seinem Vater, dem Geheimrath, noch Nachricht geben wollen, so ist es höchste Zeit. Freilich . . . doch zu spät. Er trifft ihn nicht mehr, und wenn er Flügel der Morgenröthe nähme. Und das sind die schnellsten, wenn ich meinen Psalm recht verstehe.“

„Dann wollen wir es abwarten. Besser, er erfährt das Ganze als das Halbe.“

Leist nickte.

„Ach, Doktor,“ fuhr Berndt fort, „welche Tage das! Um Lewin zu retten dieser Preis! Wie soll ich dem Vater unter die Augen treten! Der einzige Sohn, nein, mehr . . . das einzige Kind!“

Berndt schüttelte seinen Kopf in die Hand und sagte dann nach einer Weile: „Was haben Sie verordnet?“

„Nichts.“

„Und was geben wir ihm, wenn er etwas will?“

„Alles.“

„Ich verstehe. Und wann kommen Sie wieder? Am Nachmittag oder gegen Abend?“

„Ich bleibe,“ sagte der Alte, und ging dann, da nichts mehr zu sagen war, zu Banne hinüber, den er von Gnie her kannte. Und das traf sich gut für beide. Sie setzten sich alsbald an den Ofen und rauchten sich durch ein paar Stunden durch, unerhöplich in ihrem Diskurs, der bei Tubal begann und bei Hoppenmarielen endete. Diese war am Morgen auf demselben Brellstein, auf dem Berndt sie hatte sitzen sehen, todt vorgefunden worden. Ob erstoren oder vom Schläge getroffen, hatte sich durch Pachaly, der auch dokterte, nicht feststellen lassen, und auch Leist bezeugte keine Lust, den Ursachen ihres Ablebens wissenschaftlich nachzuforschen. Sie war todt, und das genügte. Von Zeit zu Zeit ging er treppauf, um dem Verwundeten, wenn dieser über Schmerzen klagte, von seiner „Crocata“ zu verabreichen, deren Ueberlegenheit über die „Simplex“ er bei dieser Veranlassung wieder in enthusiastischen Ausdrücken pries, und hielt, als es ihm endlich geklärt war, unter immer reichlicherer Anwendung dieses Opiats einen schmerzfreien Zustand herzustellen, auch für sich persönlich den Zeitpunkt für gekommen, wieder freier aufzutreten und sich eines eals an Cognac verschaffen zu dürfen. Reede brachte das Verlangte, Banne nahm Theil, und immer fetter ein erustes Gesicht aufsteigend, einigten sich schließlich beide darüber, im ganzen genommen seit langer Zeit nicht einen so gemüthlichen Nachmittag verplaudert zu haben.

Und nun kam der Abend. In dem Wohnzimmer war alles versammelt, nur Kenate hatte sich zurückgezogen. Man sprach über gleichgültige Dinge, als Reede, der sich mit Lewin und der Schorlemmer in den Krankendienst theilte, eintrat und meldete, daß der junge Herr Tubal nach dem Herrn Rittmeister verlangt habe.

Hirschfeldt ging hinauf. Eine Lampe mit einem kleinen grünen Schirm brannte und gab ein spärliches Licht.

„Ich habe Sie bitten lassen, Hirschfeldt,“ sagte Tubal. „Es ist so dunkel, aber ein Stuhl wird ja wohl zu finden sein. Bitte, hierher.“

Hirschfeldt that wie ihm geheißen und setzte sich an das Bett.

„Ich herbe, Freund. Cita mors ruit.“

Hirschfeldt wollte antworten.

„Nein, keine Versicherungen vom Gegentheil . . . Ich fühle es, und wenn ich es nicht fühle, so würde ich es aus jedem Worte des alten Leist heraus hören können. Er versteht sich schlecht auf Verstellung und hat einen Gemüthston, in dem die Sterbeglocken immer mitklingen.“

„Sie regen sich auf, Tubal,“ sagte der Rittmeister. „Ich glaube, daß Ihnen der Alte die Wahrheit gesagt hat. Ihnen und uns.“

Der Kranke schüttelte den Kopf.

Hirschfeldt aber fuhr fort: „Sie werden leben, und Sie wollen auch leben, Tubal. Es ist niemand, der gern aus dieser Welt scheidet. Nur die Mädchen ausgenommen.“

„Ich bin müde. Aber lassen wir das. Ich habe nur noch wenig Stunden. Bitte, lassen Sie mich trinken. Wein; dort. Der Alte hat es erlaubt, er hat alles erlaubt.“

Hirschfeldt gab ihm.

„Und nun hören Sie mich. Ich habe zwei Wünsche. Sorgen Sie, daß ich in die Kirche hinaufgeschafft werde, sobald wie möglich. Ich will dort vor dem Altar stehen.“

Das Sprechen griff ihn sichtlich an. Als er aber getrunken und das Glas wieder bei Seite gesetzt hatte, fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Das ist eins. Und nun das andere. Ich möchte hier bestattet sein. Aber nicht in der Gruft, in der ich vielleicht unruhig würde wie das Fräulein von Gollwig, die wieder heraus wollte. Nein, fest in Erde.“

Er schwieg eine Weile, und sagte dann unter schmerzlichem Lächeln: „Sie sehen mich an, Hirschfeldt, als ob ich im Fieber spräche. Nein, ich fiebere nicht. Aber das von dem Fräulein,

das müssen Sie sich erzählen lassen, von Renate oder von Marie. Ja, von Marie, die hat es mir erzählt. Also nicht in die Gruft. Und nun schicken Sie mir den Doktor, ich will mich noch einmal trösten lassen. Die Schmerzen kommen wieder, und sein Opium ist mein bester Trost."

Hirschfeldt ging, um den alten Geist hinaufzuschicken. Dieser verordnete dem Kranken eine neue Dosis von seiner „Crocata“, sprach eingehend von „Anno zweieundneunzig“ und der Klannade von Ratmy, und schloß nicht bloß mit der Versicherung, daß in höchstens sechs Wochen alles wieder in Ordnung sein würde, sondern empfahl ihm auch aufs ernsthafteste, bei der bevorstehenden Reise nach Breslau lieber in Sagan als in Sorau übernachten zu wollen. Er machte dies so gut und so geschickt, daß Tubal einen Augenblick über seine wirkliche Lage getäuscht wurde.

Aber nicht auf lange. Denn in der That, es ging rasch zu Ende, rascher noch als der alte Doktor erwartet hatte. Um acht kam Seidentopf, und die Schorlemmer ging jetzt nach oben, um den Kranken zu fragen, ob er den „alten Freund des Hauses“ vielleicht noch sprechen wolle. Sie wollte nicht sagen: „den Geistlichen“.

Tubal lächelte und verneinte, trotzdem er ein Trostbedürfnis und eine rechte Sehnsucht nach Erhebung fühlte; aber er empfand auch, daß Seidentopf ihm nicht geben könne, wonach er verlangte.

Eine halbe Stunde später stellten sich Phantasien ein: er sprach von der Mutter Gottes, die das Jesuskindlein habe fallen lassen; dann bat er, daß sie mit dem Trommeln und Blasen aufhören möchten, und zuletzt richtete er sich auf und sagte: „Nein, nein, das soll nicht sein; Hektor, das treue Thier.“

Aber plötzlich war es, als würde er wieder klar; er verlangte zu trinken, und gleich darauf bat er die Schorlemmer, ihm Renate zu rufen.

„Und den Doktor?“

„Nein, den nicht. Er läßt mit jedem Wort, und seine Tropfen tägen auch. Ich will beide nicht mehr. Renate soll kommen.“ Und Renate kam.

Als sie da war, war aus allem zu sehen, daß er mit ihr allein sein wollte, und die Schorlemmer verließ das Zimmer. „Sege Dich zu mir, Renate“, sagte der Kranke. „Ich will Abschied von Dir nehmen.“

Sie brach in krampfhaftes Weinen aus, warf sich auf die Knie und barg ihr Haupt in die Kissen.

„Nicht doch; mach es mir nicht so schwer. Ach, Du weißt nicht wie schwer. Und Du sollst es auch nicht wissen. Nie, ich hoffe nie . . . Ach, Renate, das Scheiden ist doch bitterer als ich dachte, und nur eines ist, das mich tröstet: es war nichts Rechtes mit mir, und ich hätte Dich nicht glücklich gemacht.“

Sie wollte antworten, aber er fuhr abwehrend fort: „Sage nichts, sage nicht nein. Ich weiß es besser. Denn was gibt Glück? Fest sein und stetig sein, stetig sein im Guten. Und wir waren immer unstät, alle, alle. Auch mein Vater war es. Land, Glauben, Freunde gab er hin. Und warum? Einem Einfall zu Liebe. Und wir haben nichts Gutes davon gehabt.“ „Verklage Dich nicht, mein Geliebter. Ach, Tubal, um was stirbst Du? Um Liebe und Treue willen. Ja, ja. Erst Lewin, und dann als Lewin gerettet war, da dauerte Dich die arme Kreatur, die verlassen dalag und vor Schmerz und Jammer aufwinkelte, und Du stirbst nun, weil Du Dich des treuen Thieres erbarmtest.“

„Ja, Mitleid hatte ich immer, Mitleid und Erbarmen. Und vielleicht auch, daß meiner ein Erbarmen harret, um meines Erbarmen willen. Ich kann es brauchen; jeder kann es. Und in der letzten Stunde thut es wehl, etwas von diesem Ankergrund zu haben. . . Ich entsinne mich eines langen Liedes, das ich in der Predigerstunde bei dem alten Oberkonsistorialrath lernen mußte; ich hatte keinen Sinn dafür, aber eine Strophe war schön.“

„Welche? Sprich Sie, oder willst Du, daß ich sie spreche?“

„Es war etwas von Tod und Sterben und von Christi Beistand in der Scheidestunde.“

Renate hatte seine Hand genommen, und sprach jetzt, ohne weiter zu fragen, mit leiser aber fester Stimme vor sich hin:

Wenn ich einmal soll scheiden,  
So scheid nicht von mir,  
Soll ich den Tod erleiden,  
Tritt Du für mich herfür;  
Wenn mir am allerbängsten  
Wird um das Herze sein,  
So reiß mich aus den Klängen  
Kraft Deiner Angst und Pein.“

Tubal hatte sich aufgerichtet.

„Ja, das ist es.“

Er schien noch weiter sprechen zu wollen, sank aber, immer matter werdend, in die Kissen zurück und begann unruhig und hastig, wie die Sterbenden thun, an seiner Bettdecke herumzugupfen. Dabei war es, als ob er in seiner Erinnerung noch etwas suche.

Endlich hatte er es und fuhr in abgerissenen Sätzen fort:

„Es war noch früher, viel früher, und wir waren noch in der alten Kirche, da sagte mir der Kaplan ein lateinisches Lied vor. Und als Otern kam, da mußte ich es hertragen vor meinem Vater und vor meiner Mutter und vor Graf Mielusch. Und meine Mutter lachte, weil sie das Lateinische nicht verstand. Aber mein Vater war ernst geworden und Graf Mielusch auch.“

Er schwieg eine Weile, und Renate sah bang auf ihn.

„Das ist nun zwanzig Jahre“, fuhr er fort, „oder noch länger, und ich hatte es vergessen. Aber nun habe ich es wieder:

Salve caput eruentatum  
Totum spinis coronatum  
Conquassatum, vulneratum  
Facie spatis illita . . .“<sup>\*)</sup>

Er hatte sich bei jeder neuen Zeile mehr und mehr aufgerichtet, und starrte mit einem Ausdruck, als ob er etwas sähe, auf den Wandpfeiler zu Füßen seines Bettes. Und ein Lächeln, in dem Schmerz und Erlösung mit einander kämpften, verklärte jetzt sein Gesicht.

„Rathinka hatte recht . . . aber nun ist es zu spät . . .

Salve caput eruentatum . . .“ Es waren seine letzten Worte.

Er sank in die Kissen zurück, und seine Augen schlossen sich für immer.

#### XLII. Wie bei Pflaa.

In derselben Stunde noch war ein reitender Boote nach Berlin hin abgegangen, um dem Vater, in einigen Zeilen Berndis, die Nachricht von dem Tode seines Sohnes zu überbringen. Kein Verjammniß hatte stattgefunden. Nichtsdestoweniger ließ sich das Eintreffen des alten Geheimraths vor nächstem Abend nicht erwarten.

Am Morgen fanden sich wie gewöhnlich alle Hausgenossen in dem Wohnzimmer zusammen, nur Renate fehlte, und Hirschfeldt nahm jetzt Verantwortung, alles was ihm Tubal als seinen „letzten Willen“ ausgesprochen hatte, zur Kenntniß Berndis zu bringen. Dieser war einverstanden damit, das Hinaufschaffen des Todten in die Kirche so weit wie möglich zu beschleunigen; was aber das Begräbniß angehe, so werde der alte Ladalinski darüber zu bestimmen haben. Darnach trennte man sich. Hirschfeldt und Bamme ritten auf eine Stunde zu Drosselstein hinüber, und Lewin ging in die Pfarre, um all seine Freude und Leid an dieser Stelle auszuschütten. Wußte er doch, daß er hier alles sagen durfte, weil er für alles ein Verständniß fand. Und mehr als das: ein stilles Gemüth, das den Frieden geben konnte, den es selber hatte. Und nach diesem Frieden schute sich sein Herz.

Um zwei Uhr Mittags fuhr ein großer Leiterwagen auf das Dorf zu, einer von denen, wie man sie zur Crutezeit, mit Garben hoch beladen und einen „Baum“ darüber, in die vorn und hinten geöffneten Scheunenthore hineinschwanken sieht. Ein sogenannter Dostwagen. Er kam von Küstrin, und jeder Hohen-Vieher, der ihm irgendetwas begegnet wäre, hätte gewünscht, daß es ein Kniehafesches Gespann war, und ein Kniehafescher Knecht, der fuhr. Dieser sah auf einem etwas vorstehenden Brett und hatte beide Füße auf die Deichsel gesetzt. Auf dem-

<sup>\*)</sup> Das Lied zu Paul Gerhards: „O Haupt, voll Blut und Wunden!“

selben Brette, dicht hinter ihm, standen zwei Särge, der eine schwarz mit weißem Beschlag, der andere gelb und mit häßlicher blauer Verzierung. Der gelbe viel kleiner. An den schwarzen hatte sich der Knecht angelehnt und rauchte.

„Häh!“ und dabei gab er den Pferden einen Schlag. Als sie bis an die Auffahrt gekommen waren, traten Krist und Bachalt, die schon warteten, vor, um den vordersten Sarg abzuladen. Der Knecht sah sich um ihnen dabei behülfslich.

„Wede Stunn, bringen 'sen 'rupp?“ fragte dieser, als er Krist statt seiner in den oberen Griff des Sarges einlassen ließ. „Düt noch, Glets.“

„Un vörn Altar?“ — „Joa, so seggen se.“

„Un woto? Vörn Altar? Dat's nich Mod' bi uns.“

„Ja weet nich. Et is en Pöhlcher. Un da möt' et woll

so sinn.“ Damit beruhigte sich der Knecht und fuhr mit dem gelben Sarge weiter die Dorfstraße hinauf, an dem Schulzenhose vorüber. Als er bei Medleys Mühle war, bog er in den Forstader ein und hielt endlich vor Hoppemarieens Haus. Hier standen alte Weiber, die den gelben häßlichen Sarg in Empfang nahmen.

„Auch“ sagte die eine, „geel un bli. Dat is so wat för Hoppemarieen.“ — „Un so keen es en Kinnerjart.“

„Na, von 'ne Kinner wihr se nu grood nich.“

„Nei, avers de Durel is oof mal keen west. Un wat deicht et ehr, dat se 'ne Hehlerich wihr? Se kümmt jo nu rupp, un se kalen ehr inn mang all de annern. Oll-Sidentopp wihr dafür.“ — „Joa, he. He denkt oof, he kann allens.“

Und damit brach das Gespräch ab. (Fortsetzung folgt.)

## Am Familientische.

### Die Geschichte eines Kirchenfonds.

Vor kurzem hat der englische Gesandte in Washington, Sir Edward Thornton, in einem Streite zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten als Schiedsrichter, ein Urtheil gefällt, das einen Kirchenfonds zum Gegenstand hatte. Die Geschichte desselben ist so interessant und wesentlich, daß wir dieselbe nach den Notizen des Urtheils hier mittheilen wollen.

Es war im Jahre 1684, als die spanische Regierung in Madrid den Entschluß faßte, die Indianer Californiens, welches damals noch zu Spanien gehörte, zum Christenthum zu bekehren. Mit dieser Aufgabe betraute sie die Jesuiten und sicherte denselben dafür Bezahlung aus den Regierungskassen zu. Da jedoch die Regierung sich die weltliche Maschinerie, welche dabei in Frage kommen könnte, vorbehielt, so lehnten die Jesuiten ab. Etwas später, als Philipp V den spanischen Thron bestieg, unternahm es dann eine Jesuitengesellschaft, an deren Spitze die Padres Salvaterra und Ugarte standen, die californischen Heiden zu bekehren. Sie wandten sich an die spanischen Rathlosen um Unterstützung, und die Beträge liefen auch reichlich ein; ein Edelmann gab 20,000 spanische Thaler, ein anderer, Don José de la Puente, Ländereien, Herden und Gärten im Werthe von einer halben Million Thaler; die Herzogin von Gancia 200,000 Dollars. Damit begann man denn auch das Werk der Bekehrung. Nach der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien und den spanischen Besitzungen im Jahre 1767 wurde deren Vermögen eingezogen, allein der californische Bekehrungsfonds, der durch fromme Stiftungen entstanden war, blieb verschont, und die Regierung verwaltete denselben, bis nach der Losrennung Mexikos vom Mutterlande diese Republik an die Stelle der spanischen Regierung trat. Obgleich gewissenlose mexikanische Beamte das ihnen anvertraute Gut schmälerten, blieb der Fonds doch erhalten, bis 1842 der mexikanische Diktator Santa Ana, unter dem Vorwande den Fonds sicher zu stellen, ihn dem mexikanischen Staatsschatze einverleibte und sechs Prozent Zinsen von demselben an die californischen Jesuitenmissionare zahlte. Trotzdem die Mexikaner den Fonds schon arg befohlen hatten, betrug derselbe damals noch 1½ Millionen Dollars.

Als nun Obercalifornien in Folge des Vertrags von Guadalupe Hidalgo von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, kam auch ein Theil der californischen Geistlichkeit unter amerikanische Herrschaft, und diese neuen amerikanischen Bürger und Geistlichen verlangten auch ferner von Mexiko aus dem Fonds, der zu ihrer Anstellung errichtet war, ausgezahlt zu werden. Die Mexikaner aber sträubten sich, und die vielen Regierungswechsel in dieser Republik waren dem Annehmen der amerikanisch gewordenen Californier natürlich nicht günstig. Indessen drangen die Vereinigten Staaten auf Erledigung der Sache und Einsetzung eines Schiedsgerichtes. Wie im Eingange erwähnt, sprach sich dasselbe denn auch zu Gunsten der californischen Geistlichen aus, denen vom Gesamtkapital eine Summe von 900,000 Dollars zugespochen wurden. Freilich werden sie nur die Zinsen beziehen, da das Kapital im mexikanischen Staatsschatze aufging.

Jedenfalls aber wurde durch den Schiedspruch dem Willen der ursprünglichen Stifter des frommen Fonds Genüge gethan, der während seines beinahe zweihundertjährigen Bestehens den Fall von Veränderungen, den Wechsel der Zeiten und die Eingriffe der Diebe überdauerte.

### Allslavische Hauszucht.

Beim russischen Volk ist die allslavische Vorstellung, nach welcher dem Familienhaupt in Bezug auf die Frauen in der Familie das Recht über Leben und Tod zusteht, noch ganz lebendig. So darf z. B. der Schwiegervater die Schwiegertochter „in Stinde schneiden“, wie der Volksausdruck lautet. Ein Korrespondent einer russischen Zeitung wohnte einmal am hellen lichten Tage in einer belebten Straße der Stadt Kasan einem solchen Akt allslavischer Hauszucht bei. Eine junge Frau, die ihrem Manne davon gelaufen aber eingeholt worden war, war an einen Pfosten der Hauszucht gebunden und wurde dort von dem Schwiegervater und dem Manne ausgepeitscht. Das zahlreich versammelte Publikum fand dieses Verfahren ganz in der Ordnung.

Vor einigen Monaten ereignete sich in Tschingina im Gouvernement Podosien ein ganz ähnlicher Fall. Ein siebenzehnjähriger junger

Bauer war dort mit einer Waise, dem Mündel eines Dorfgemeinlichen verheiratet worden. Die junge Frau entfloh nach einigen Tagen in ihr Heimatdorf und hielt sich dort versteckt. Der Schwiegervater und der Mann begaben sich nun zu dem Gemeinlichen, und alle drei entbedekten schließlich die Thätigkeit in einem Keller. Der Gemeinlich verurtheilte sie zum Anspießen, und das Urtheil wurde pünktlich vollstreckt. Trotzdem entfloh die Unglückliche, die zu Hause in unerträglicher Weise mißhandelt wurde, abermals.

Diesmal wandte sie sich an den Propst, der sich ihrer insoweit annahm, als er ihr erlaubte in seinen Dienst zu treten. Aber der Schwiegervater war nicht geneigt, sie freizugeben. Er näherte sich verkleidet dem Dorf, fing die Schwiegertochter ein und unterwarf sie zunächst einer väterlichen Züchtigung. Dann war er ihr eine Schlinge um den Hals, befestigte das Ende des Strickes am Sattel und schleifte sein Opfer so nach Hause.

Glücklicherweise fand sich ein Demuziant, und die Sache kam vor Gericht. Schwiegervater und Mann waren nicht wenig überrascht, als sie erfuhren, daß sie ein Verbrechen begangen hätten. Sie hatten geglaubt, gang in ihrem Rechte zu sein.

### Der Telegraph als Dienstmann.

Es ist wieder eine amerikanische Erfindung, die gleich dem Phonograph zu uns herüber kommt und dazu bestimmt ist, den Verkehr in großen Städten wesentlich zu erleichtern. Zeit ist Geld, und die Entfernungen in unseren riesig anwachsenden Städten verlangen gebieterisch eine Abkürzung; man kann nicht mehr auf Droschken und Pferdebahnen allein sich verlassen, die Menschen müssen schneller sich verständigen, man muß Laufereien nach Möglichkeit ersparen. Dazu dient nun der District-Telegraph, welcher in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten schon arbeitet, gegenwärtig in London eingeführt wird, und bald seinen Einzug auch auf dem Continente halten wird.

In eurem Vorzimmer steht eine kleine polirte Büchse, darin schwebt eine Nadel wie auf dem Zifferblatte einer Uhr, und auf dem Zifferblatte sind allerlei Wörter aufgeschrieben. Wörter, welche einen bestimmten Weg ausdrücken, den ihr machen müßt, wo ihr mit gewissen Personen oder Dingen in Verbindung treten oder dieselben schnellig herbeirufen. Da steht: Arzt, Feuerwehr, Polizei, Dienstmann, Droschke u. s. w. aufgeschrieben. Es genügt nun die Nadel auf eines dieser Wörter zu stellen und sofort wird eure Bestellung ausgeführt. Die Bestellung ist also ziemlich einfach und kann von einem Kinde ausgeführt werden; der Telegraph vermittelt dieselbe sofort dem Districtsbureau, welches durch eine besondere Vorrichtung erkennt, aus welchem Hause, welcher Etage die Depesche kommt, denn jede in irgend einem Hause stehende Büchse hat eine besondere Nummer. Das Districtsbureau erfährt z. B., daß der Inhaber der Büchse Nr. 131 seinen Arzt verlangt; der Name desselben ist ein für allemal im Bureau angegeben und dort neben Nr. 131 verzeichnet. Sofort wird ein Gallopin abgeandt oder nöthigenfalls weiter telegraphirt und der Gewünschte berufen. So ist es mit allen übrigen Dingen. Droschken, Diensten, die in der Nähe des Bureaus stationirt sind, erscheinen auf einen Wink eruntereis sofort.

Der Apparat, auf dessen technische Beschreibung wir hier nicht eingehen können, ist äußerst einfach und arbeitet mit der größten Sicherheit. Erfinder des Systems ist Cornelius Herz, der auch ein Patent auf dasselbe erhalten hat. In allen Hotels, Clubs, Magazinen, in zahlreichen größeren Privathäusern, in Gerichtsgebäuden, Rathhäusern, Polizeibureaus u. s. w. ist dieselbe mit Erfolg eingeführt und dabei ist, wenn einmal die Einrichtung getroffen, das Ding sehr billig, indem man in Amerika 2½ Dollars monatlich, in London, wo das System eben eingeführt wurde, 5 Guineen jährlich dafür bezahlt.

**Inhalt:** Im Schatten erblüht. (Fortsetzung.) Von Germanis. — Eine Grizzlyjagd. Von einem Californier. Mit Bild: Grizzly-Bär von C. Gehner. — Aus dem Leben Friedrichs I von Preußen. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Th. Fontane. — Goethe im Tode. Nach der Natur gezeichnet von Friedrich Keller. — Am Familientische: Die Geschichte eines Kirchenfonds. — Allslavische Hauszucht. — Der Telegraph als Dienstmann.